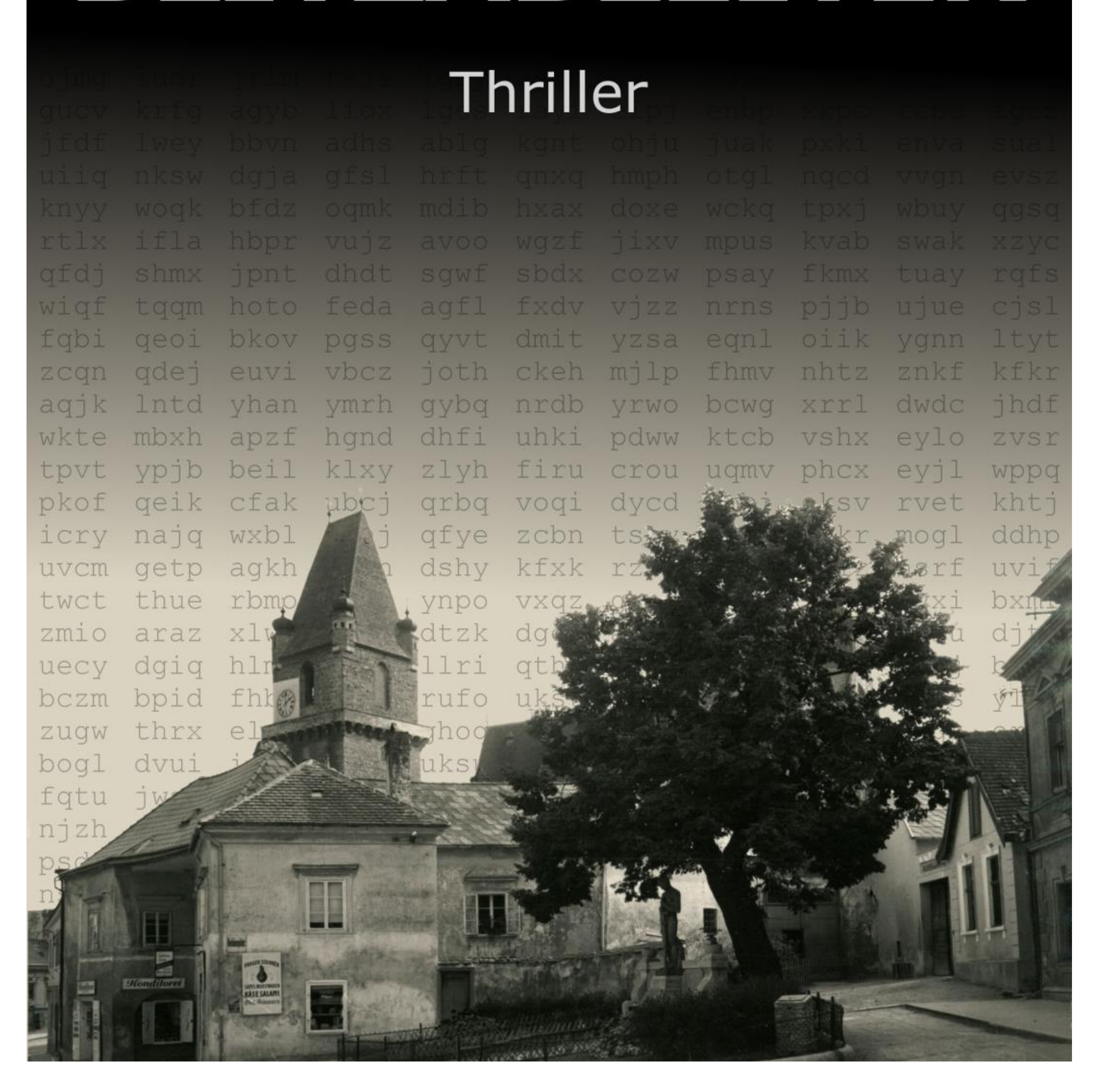
Sebastian L. Waldgau

BLITZABLEITER

Thriller



Blitzableiter

SEBASTIAN L. WALDGAU

ISBN: 1537075918
ISBN-13: 978-1537075914

1. KAPITEL

„Haben Sie vollkommen den Verstand verloren!?" fluchte Dr. Merten, und konnte nicht fassen was gerade passierte.

„Geben Sie mir den Schlüssel" wiederholte der Mann mit der Pistole seine Aufforderung und streckte ihm die linke Hand entgegen. Seine Stimme klang ruhig und bestimmt.

Dr. Merten musterte sein Gegenüber. Vor dem Schreibtisch stand ein zwei Meter großer Hüne. Eine muskelbepackte Kampfmaschine mit breitem Kinn und von Narben zerklüfteten Wangen. Im schummrigen Licht der Bergwerkslaternen warfen sie Schatten über das Gesicht wie die Ränder von Mondkratern. Seine Augen waren vertraut, und doch hatten sie plötzlich etwas Unbekanntes, Befremdliches in sich.

„Sie müssen etwas falsch verstanden haben. Ich habe den Schlüssel nicht mehr." sagte Dr. Merten. Er verschränkte die Hände und lehnte sich demonstrativ in dem Bürostuhl zurück.

Der Hüne sagte nichts. Er griff mit der linken Hand an den Schaft seiner Pistole und zog ihn nach hinten. Mit einem metallischen Klicken fuhr der Schlitten wieder in die Ursprungsposition zurück und beförderte eine 9 mm Patrone in den Lauf. Er senkte die Waffe ab und nahm Ziel auf Dr. Mertens linkes Knie.

„Wurden sie schon einmal angeschossen, Doktor?"

Dr. Merten sagte nichts.

„Am Anfang merkt man es gar nicht. Man spürt ein leichtes Zucken, wie ein Klaps mit der Hand. Man sieht das Blut und fragt sich, woher es kommt. Der Schmerz tritt erst später ein. Abhängig davon, wie sauber das Projektil die Nerven durchtrennt hat."

„Sind sie verrückt? Geben sie die Waffe weg, das ist ein Befehl!"

„In ihrem Fall wird das Projektil zuerst auf Knochen treffen. Es wird sich deformieren und seine Energie in die tiefer gelegenen Gewebeschichten weitertragen. Gefolgt von einer Wolke aus groben Knochensplittern. Von einer glatten Durchtrennung der Nervenbahnen ist dann keine Rede mehr. Glauben sie mir: der Schmerz wird vernichtend."

Dr. Merten stand der Angstschweiß auf der Stirn. Sein Gegenüber meinte es ernst. Er musste dringend Zeit gewinnen.

„Sie glauben doch nicht, dass sie hier wieder heraus kommen" sagte Merten, doch während die Worte seinen Mund verließen regten sich bereits erste Zweifel in ihm. Die Wände des Raumes waren aus meterdickem Stein, die Stahltüre fest verschlossen und draußen wurde gehämmert und geschweißt. Selbst wenn jemand einen Schuss hört, würde das noch lange niemanden alarmieren.

Nicht an dem Ort, an dem sie sich befanden.

„Das wird nicht mehr ihre Sorge sein" sagte der Hüne. Seine Augen waren hasserfüllt. „Wo ist der Schlüssel?"

Woher weiß er, dass ich ihn noch bei mir habe?

Dr. Mertens Augen wandten sich für einen Augenblick von der Mündung der Pistole ab und schwenkten unwillkürlich zu seiner Aktentasche am Schreibtisch. In dem Moment bemerkte er den Fehler und blickte dem Hünen direkt ins Gesicht. Dessen Mund verzog sich zu einem schaurigen Grinsen.

„Danke für den Hinweis" sagte er, und richtete die Pistole direkt auf Mertens rechte Brust. Mit ruhiger Hand zog er den Abzug ganz nach hinten. Ein gellender Knall erfüllte den Raum. Der Körper von Dr. Merten wurde von einem schlagartigen Zucken erfasst, fiel aus dem Bürostuhl und blieb leblos am Steinboden liegen.

2. KAPITEL

Ich liebe den Wald, besonders im Sommer. Die kühle Luft, der süße Duft von den trockenen Föhrennadeln am Boden und das Zwitschern der Vögel. Ich war mit Aki in den Föhrenbergen unterwegs, um der Hitze der Wohnung und des aufgeheizten Asphalts in der Stadt zu entgehen. Die Föhrenberge sind ein Naturpark am südlichen Rand von Wien, charakterisiert durch das hohe Vorkommen von Schwarz-Föhren, auf Wienerisch auch 'Parapluie-Baum' genannt - wie der Regenschirm.

Aki und ich bewegen uns dabei meistens auf Trampelpfaden oder Wildwechseln, abseits der von Radfahrern und Wanderern stark frequentierten Forststraßen. Mit jedem anderen Hund wäre das wahrscheinlich problematisch, aber Aki fehlt jeglicher Jagdtrieb. Man hat ihn dem deutschen Boxer über viele Wurfgenerationen weg gezüchtet, ich denke zugunsten des Spieltriebs. Jedenfalls nimmt meine zweijährige Boxerhündin Wildtiere nicht wahr, und das ist sehr angenehm.

Während wir uns also mit gemächlichem Tempo tief im Wald bergauf, Richtung Teufelstein bewegten, hörte ich plötzlich das Knacken von Ästen. Ich drehte den Kopf zur Seite und sah einen Mountainbiker mit rotem Trikot.

„Hallo Nachbar", rief er und war schon wieder im dichten Wald verschwunden. Offensichtlich hatte er mich oder Aki, die eben noch vor mir stand, früher erkannt. Während ich noch realisierte, wer da einen Singletrail in unmittelbarer Nähe herunter fegte, hatte Aki die Verfolgung meines Wohnungsnachbarn Peter bereits aufgenommen. Ihre cognac-farbigen Ohren flatterten wild nach hinten und ich konnte gerade noch ihre weiße Schwanzspitze durch die Bäume blitzen sehen, ehe sie verschwand.

Soviel zum Thema Jagdtrieb.

Ich drehte mich um und rief aus voller Lunge in den Wald hinein: „Hier!"

Keine Reaktion. Um mich standen hohe Föhren, dazwischen niedriges Geäst und vereinzelte Farne. Keine Dornen oder Gebüsch, einfach zu begehen, aber

keine Sicht weiter als fünfzig Meter. Über mir sang ein einzelner Vogel, sonst war es still im Wald. Ich schätzte, dass mein Nachbar schon über dreihundert Meter weit weg sein müsste. Er fährt wie eine Wildsau, das weiß ich von unseren gemeinsamen Touren. Wie weit mein Hund weg war, wusste ich nicht. Ich steckte meine beiden kleinen Finger v-förmig in den Mund und pfiff aus vollen Lungen.

Ich habe mir diese Technik während der Mittelschulzeit angeeignet, um mich von irgendeiner langweiligen Hausaufgabe abzulenken. Ich kann mit den kleinen Fingern einen Raum in der Mundhöhle bilden, der durch die nach oben gerollte Zunge und die darüber hinaus geblasene Luft unglaublich laute Töne erzeugt. Lauter als viele Trillerpfeifen, so laut dass es einem in der Nähe, und manchmal mir selbst, die Ohren verschlägt.

Mein Pfiff hallte in den Wald hinein. Ich hielt inne und lauschte. Kein Geräusch, totenstille. Sogar dem einsamen Vogel hatte es die Sprache verschlagen. Jedenfalls keine Spur von einem herbei galoppierender Boxer. In mir regte sich Sorge.

Weiß Peter überhaupt, dass Aki ihm nachläuft?

Mein Herz begann zu pochen, meine Arme fingen zu kribbeln an. Mein Hund war mitten im Wienerwald, mindestens fünf Kilometer vom nächsten Haus entfernt, davongelaufen. In einer Stunde würde es anfangen zu dämmern.

Ich rannte los.

Nach wenigen Metern stieß ich auf den Singletrail, auf dem mein Nachbar gefahren ist. Ich lief ihn mit ganzer Kraft nach unten. Nach zweihundert Metern erreichte ich eine Lichtung und der Weg gabelte sich nach links und rechts auf. Links ging es weiter bergab, in die Richtung, aus der wir gekommen waren. Richtung nachhause. Rechts ging es in Richtung Steinbruch Kaltenleutgeben, wo ein paar nette Mountainbikeabfahrten waren. Ich hatte keine Ahnung welchen Weg Peter genommen hatte - direkt nachhause oder zu einer weiteren Abfahrt? Ich blieb stehen und pfiff erneut.

Hat sie mich gehört?

Noch ein Pfiff, so laut ich konnte.

Nichts.

Ich entschied mich für den linken Weg und sprintete erneut los. Ich hörte den Puls in meinen Ohren, aber ich war überrascht wie gut ich in Form war. Die langen Spaziergänge mit Aki und die Mountainbike-Touren hatten sich gelohnt.

Je weiter ich von der Weggabelung weglief, desto größer wurden in mir die Zweifel, dass ich richtig lag. Nach einiger Zeit blieb ich stehen und pfiff erneut. Noch zweimal. Wieder keine Reaktion. Es kam ein Anflug von Panik. Noch nie hatte ich meinen Hund verloren.

Findet sie den Weg nachhause zurück?

Vielleicht.

Kommt sie lebend über die Hauptstraße?

Fraglich.

Erschießt sie ein Jäger?

Ich entschied mich, doch die andere Seite der Weggabelung aufzusuchen. Um Kraft zu sparen rannte ich nicht denselben, gebogenen Weg bergauf zurück, sondern lief querfeldein in den Wald. Die Bäume wuchsen hier dichter aneinander, und es lag eine Menge Altholz umher, wie in einem Urwald.

Unberührte Natur. Ein Paradies für Borkenkäfer.

Ich war noch etwa hundert Meter von der Gabelung entfernt, da spürte ich plötzlich einen stumpfen Schmerz in der rechten Zehe, hörte gleichzeitig ein metallisches Geräusch und hob ab.

Ich flog durch die Luft und setzte mit einem lauten Ächzen, dem Kinn voran am Waldboden auf. Der rechte Fuß tat weh und ich fragte mich perplex, ob ich eine Wurzel oder einen Baumstumpf übersehen hatte. Ich war kurz davor aufzuspringen und weiterzulaufen, da kam es mir: Ein Geräusch das nicht hier her passte.

Das metallische Klappern als ich abhob.

Fehl am Platz.

Ich krabbelte auf allen Vieren zurück. Verwundert rieb ich mein schmutziges Kinn. Vor mir war ein dunkel schimmerndes Objekt, das zehn Zentimeter aus dem Waldboden hervorstand. Abseits aller Wege, kilometerweit von der nächsten Siedlung entfernt. Ein Lüftungsrohr!

3. KAPITEL

Der Hüne hastete durch den unterirdischen Gang. Seine Taschenlampe warf ein schwaches Licht auf den Boden, das gerade eine Armlänge nach vorne reichte. Vor ihm und hinter ihm erstreckte sich endlose, modrige Dunkelheit. Die Ziegelmauer auf beiden Seiten des Ganges war alt und an manchen Stellen von grünen Algen bewachsen. Nach oben hin lief sie halbrund wie bei einem Tunnel zusammen und zwang ihn den Kopf zwischen den Schultern einzuziehen. Die dumpfen Tritte seiner Stiefel hallten über den von tausenden Füßen täglich abgetretenen Steinboden.

Während des Tages war hier die Hölle los.

Um diese Uhrzeit ist hier keiner mehr.

Er wusste, dass er durch sein Handeln gerade eine Grenze überschritten hatte. Vom angesehenen Mitglied der Elite zum Staatsfeind. Vom Jäger zum Gejagten.

Während er weiter in Richtung Tageslicht eilte, tastete er mit der Hand entlang seiner rechten Uniformtasche. Deutlich konnte er die schmale Schatulle durch den groben Trikotstoff fühlen, die er Dr. Mertens Wandtresor entnommen hatte.

„Ist ihr Inhalt es wirklich wert?" flüsterte er vor sich hin.

Jetzt gibt es kein Zurück mehr.

Seine rechte Hand wanderte von der Uniformtasche weiter nach oben, bis sie das kühle Leder seines Pistolenhalfters erreichte.

Die Berührung ließ ihn ruhig werden. Zum Töten hatte man ihn ausgebildet. Er war bereit für das, was jetzt kommen würde.

4. KAPITEL

Ich befand mich noch immer auf allen Vieren auf dem Waldboden und inspizierte das Lüftungsrohr. Es war auf der Oberseite zu zwei Drittel von graubraunen Flechten bedeckt. Zwischen ihnen und am Schaft des Rohres waren Reste eines matt-schwarzen Lacks, der von der Witterung stark angegriffen war. Jetzt verstand ich, warum ich es beim Laufen übersehen hatte. Seine grobe Oberflächentextur war wie ein natürlicher Tarnanstrich. Es ließ das Rohr perfekt in seiner Umgebung aus trockenem Gras und Laub verschwinden.

Ich streckte meine Hand aus, um es ungläubig zu berühren, da hörte ich plötzlich ein Geräusch.

Ein lautes Rascheln flog von hinten auf mich zu. Ich drehte erschrocken den Kopf, da wurde ich schon brutal auf den Rücken geworfen. Es war, wie wenn eine Flutwelle über mich hereinbrach.

So schnell wie er gekommen war, verflog mein Schreck wieder: Eine warme Hundezunge strich mir aufgeregt über das Kinn. Aki hatte meinen Aufschrei beim Sturz über das Lüftungsrohr gehört und war in ihrer tollpatschigen Art direkt in mich hineingelaufen. Sie hechelte und wedelte so überschwänglich mit ihrem Schwanz, dass ihr ganzes Hinterteil hin und her geschüttelt wurde. Normalerweise mag ich es ja nicht wenn sie mich ansabbert, aber da habe ich mich wirklich gefreut sie wiederzusehen.

Nachdem sich meine Boxerhündin wieder beruhigt hatte, also gute fünf Minuten später, widmete ich mich wieder dem Lüftungsrohr. Die vier Streben, die den Deckel hielten waren mit dem Rohr vernietet, der Deckel selbst stand etwa zwei Zentimeter nach allen Seiten über. Zwischen Deckel und Rohr befand sich ein fingerbreiter Spalt, durch den normalerweise die Luft strömen konnte. Allerdings war dieser fast vollständig mit Spinnweben verstopft. Ich versuchte am Rohr zu ziehen und daran zu wackeln, doch es gab keinen Millimeter nach.

Wie einbetoniert!

Je länger ich das Rohr anstarrte, desto größer wurde meine Verwunderung: „Warum steht ein Lüftungsrohr mitten im Wald?"

Aki sah mich fragend an und fing erneut zu wedeln an. Zunächst dachte ich, es könnte die Entlüftung eines Wasserspeichers sein. Aber es war weit und breit kein Haus und keine Berghütte in der Nähe. Die Wasserbehälter der Gemeinde Perchtoldsdorf liegen ganz wo anders, in der Herzogbergstraße und am Goldbiegelberg, wo man auch mit dem Auto gut zufahren kann. Das hat sicher Vorteile für die Betreiber. Außerdem sind öffentliche Einrichtungen wie Wasserspeicher normalerweise als solche, aus vielerlei Gründen, gekennzeichnet.

Auf der Suche nach Hinweisen zum Ursprung des Rohres, fing ich an die Um-

gebung kreisförmig abzusuchen. „Such Aki, such!"

Mein Hund setzte die Nase am Waldboden an, schnüffelte dreimal und wedelte mich danach wieder verständnislos an. Rundherum befand sich nur dichter Wald, Laub und vereinzelt durch das Laub sprießende Grasbüschel. Im Nordosten des Rohres, fünf Meter entfernt war eine Geländekante, wo der Wald etwa eineinhalb Meter abfiel. Die Kante war bedeckt von Laub und vereinzelten Sträuchern. Im Umkreis des Rohres gab es nichts Ungewöhnliches.

5. KAPITEL

Der Hüne hatte die rechte Hand immer noch am Pistolenhalfter, als er an der Wettertüre ankam. Sie war aus massivem Eichenholz und diente der Regulierung des Klimas unter Tage. Um seine Augen an die Dunkelheit zu gewöhnen löschte er seine Taschenlampe und wartete einige Minuten. Langsam und vorsichtig öffnete er die Schnalle seines Lederhalfters. Er nahm die Pistole heraus und entsicherte sie geräuschlos. Die Dunkelheit bereitete ihm bei der Handhabung seiner Waffe keine Schwierigkeit. Er hätte sie vollständig zerlegen, ölen und wieder zusammensetzen können. Hinter dem Rücken, wenn es notwendig wäre.

Mit der linken Hand öffnete er den Riegel der Wettertüre und lehnte sich behutsam dagegen. Als die Türe einen Spalt breit offen stand, erhaschte er einen kurzen Blick nach draußen. Er konnte im Halbdunkel einer Petroleumlaterne den Wachposten sehen. Dieser stand gelangweilt wie immer auf seinem üblichen Platz, den Karabiner über die rechte Schulter gehängt, und rauchte eine Zigarette.

Man hat also noch nichts bemerkt. Es ist die Ruhe vor dem Sturm.

Der Hüne verstaute die Pistole wieder im Lederhalfter, ohne sie zu sichern, ohne die Schnalle zu schließen - im Fall der Fälle wollte er keine Sekunde zu verlieren. Danach öffnete er die schwere Türe vollständig und trat in die kühle Nachtluft.

Der Wachposten sah ihn, wechselte die Zigarette hastig in die linke Hand, richtete sich auf und salutierte mit ausgestreckter Hand: „Heil Hitler!"

6. KAPITEL

Als es anfing zu dämmern gingen Aki und ich nachhause. Ich leinte sie an, und sie zog ständig in irgendeine Richtung, weil sie das überhaupt nicht leiden konnte.

Aki ist ja im Gegensatz zu mir sehr kräftig. Wenn sie sich mit ihren 32 Kilogramm in das rote Brustgeschirr stemmt, quellen ihre Muskeln unter dem kurzen braunen Fell hervor wie bei einem Bodybuilder. Ich habe diese Veranlagung leider nicht. Letztes Jahr war ich ein Schnuppermonat in einem Fitnesscenter im 12. Bezirk. Ein Studienkollege hat mich dazu überredet hinzugehen, „Wegen den Frauen" hat er gesagt. Das Fitnesscenter war voll mit nach Schweiß stinkenden, Anabolika nehmenden Türstehern und solchen die es noch werden wollten. Abgesehen davon, dass mir die leichten Gewichte peinlich waren stellte sich überhaupt kein Erfolg ein. „Hardgainer" haben sie gesagt, ich bin einer, der nur sehr schwer Gewicht und damit Muskelmasse aufbauen kann. Immerhin besser als zu dick. Musste ich eben woanders Mädels kennenlernen.

Jedenfalls ging mir die Entdeckung des Lüftungsrohrs tagelang nicht aus dem Kopf. Ich suchte vergeblich nach Hinweisen auf Wanderkarten und im Internet, zu welchem unterirdischen Bauwerk das Rohr gehören könnte.

Eigentlich hätte ich ja die vorlesungsfreie Zeit nutzen sollen, um mich für die Prüfungen im Oktober vorzubereiten. Meine Eltern riefen ab und zu aus Kroatien an, ob ich schon begonnen hätte zu lernen.

„Ich bin 22 Jahre alt!!" war für gewöhnlich meine Reaktion und beendete das Thema. Für 3 bis 5 Tage.

Leider war das orangefarbene Skriptum auf meinem Nachttisch 'Theoretische Informatik II' wirklich nur als Schlafmittel zu gebrauchen. Der letzte Mist. Ich weiß bis heute nicht, wofür man 'Sequenzialkalküle' und 'Prädikatenlogik' jemals brauchen kann, außer um schnellstmöglich einzuschlafen. Und das rezeptfrei.

Am Nachmittag des dritten Tages nach meiner Entdeckung des Lüftungsrohres beschloss ich, der Sache buchstäblich auf den Grund zu gehen. Weil ich sie schon immer faszinierend fand, hatte ich eine Schachtel Knicklichter zuhause. Das sind diese Stäbe, die auf zauberhaft-chemische Weise leuchten, nachdem man sie in der Mitte geknickt hat.

Ich hatte sie vor Jahren bei einem Supermarkt im Angebot gefunden und seitdem ein paar Mal beim Segeln mitgehabt. Praktischerweise leuchten sie auch im Wasser, was einem ein gutes Gefühl bei einer Nachtfahrt gibt. Nichts ist ärgerlicher als über Bord zu gehen, und nicht mehr gefunden zu werden.

Zusammen mit einer Reepschnur und einem Klebeband packte ich sie in meinen Rucksack und machte mich erneut auf, um mit Aki die Stelle des Lüftungsrohres im Wald zu besuchen.

Obwohl ich bei meiner Entdeckung versucht habe, mir die Stelle des Rohres genau zu merken, dauerte es wieder eine halbe Stunde bis ich es fand. Aki war da auch keine Hilfe. Außer Käse findet sie überhaupt nichts von dem, was man ihr versteckt. Und Vorarlberger Bergkäse sollte es sein, sonst lege ich meine Hand nicht ins Feuer.

Im dichten Wald mit all dem Unterholz war das Rohr fast nicht auszumachen - selbst wenn man genau wusste, wonach man suchte. Ich kniete mich auf den Boden und holte meinen Leatherman aus dem Rucksack. Mithilfe der Diamant-Feile machte ich kurzen Prozess aus drei der vier Streben, die das Dach des Lüftungsrohrs hielten. Danach konnte ich den Deckel wie bei einer Konservendose nach hinten klappen. Ich blickte in das Innere des Rohrs. Es war vollständig mit Spinnweben verklebt, die ich erst mit einem Ast entfernen musste. Danach versuchte ich erneut etwas im Rohr zu erkennen. Vergeblich.

Ich nahm die Knicklichter aus meinem Rucksack, und nach einem befriedigenden Klacken, leuchtete jedes in einer unterschiedlichen Farbe. Eines nach dem anderen warf ich in das Rohr und lauschte andächtig. Es dauerte nur kurz, bis man einen dumpfen Aufprall hörte. Neugierig blickte ich erneut in das Rohr. Die Knicklichter erzeugten ein schwaches, gespenstisches Leuchten. Mehr war von hier oben nicht zu erkennen.

Jetzt setzte ich zu meinem großen Coup an: Aus meiner Hosentasche holte ich mein Smartphone und schaltete die Kamera ein. Danach verknotete ich die Reepschnur um das Handy wie bei einem Paket und sicherte meine Konstruktion mit dem Klebeband. Vorsichtig und langsam ließ ich sie in das Rohr hinab, Zentimeter für Zentimeter. Ich sah, wie sich das Handy wild zu drehen begann. Nachdem ich es etwa eineinhalb Meter hinabgelassen hatte, wartete ich fünf Minuten, in der Hoffnung, dass sich die Drehung verlangsamen würde und man auf dem Video irgendetwas erkennen konnte.

Erwartungsvoll hievte ich meine selbstgebaute Expeditionskamera wieder nach oben. Ich entfernte die Spinnweben vom Display und sah mir das Video an.

Es hat funktioniert!

Voller Verwunderung sah ich eine Höhle mit unregelmäßigen Steinwänden. Darin waren einige dunkle Flecken, die entweder Gegenstände oder Schatten sein konnten. Die Szene war in das kalte Glühen der Knicklichter getaucht und sah aus wie in einer Geisterbahn. Wie im Wiener Prater. Aki erkannte meine aufkommende Freude und begann das Telefon zu beschnuppern und von den allerletzten Spinnweben mit ihrer langen Zunge zu befreien. Wieder und wieder sah ich mir die Bilder des Videos an und meine Aufregung stieg immer mehr.

Ist das ein unterirdisches Versteck - mitten im Wald? Wer hat es hier angelegt? Waren es Perchtoldsdorfer, die sich während der Türkenbelagerung versteckt haben? Oder ist das hier eine Kommandozentrale aus dem kalten Krieg?

Auf dem kleinen Display des Smartphone konnte ich keine Details erkennen. Ich eilte nachhause um die hochauflösenden Bilder am Computer auszuwerten.

7. KAPITEL

Der Hüne erwiderte das Salutieren des Wachpostens und war nun im Eingangsbereich des Stollens. Hier befand sich bis letztes Jahr ein Ticketschalter, aus dem mittlerweile ein Bereitschaftsraum für die Wachmannschaft geworden war. Auf dem verwitterten Holz über dem Fenster zeichneten sich noch die Buchstaben 'Seegrotte' ab und gaben einen letzten Hinweis darauf, dass dieser Ort einst von tausenden Touristen pro Jahr besucht wurde.

„Alles in Ordnung, Hannes?" fragte er die Wache beiläufig.

Nur keinen Verdacht aufkommen lassen.

„Alles ruhig hier. Bis auf dieses verdammte Plätschern, Herr Hauptsturmführer. Ständig drückt einem die Blase!"

„Die Schneeschmelze?"

„Nein, das ist das Wasser von dem ehemaligen See im Berg. Dort wo die Leute früher mit Elektrobooten herumgefahren sind."

Der Hüne kannte die Geschichte. Im Jahr 1912 kam es bei einer Sprengung im Gipsbergwerk zu einem unbeabsichtigten Wassereinbruch, aus dem dieser See entstanden ist. Seit einem Jahr wurde er mit Pumpen künstlich trocken gelegt.

„Hauptsache bombensicher" entgegnete er und machte sich weiter auf den Weg.

Der unterirdische See war einer gigantischen Fertigungsstätte gewichen. Tief unter Tage konnte sie von den alliierten Bomberverbänden nicht getroffen werden. Aus der Touristenattraktion Seegrotte wurde die U-Fabrik Tarnname 'Languste'.

Er durchquerte den Eingangsbereich, wendete sich auf der Straße davor nach rechts und eilte etwa fünfzig Meter zu seinem Wagen. Als er gerade die Fahrertür öffnete, hörte er hinter sich eine Sirene aufheulen. Man hatte seinen Vorgesetzten gefunden. Die Jagd auf ihn hatte begonnen.

8. KAPITEL

Bei der Auswertung des Videos am Computer fühlte ich mich wie ein NASA-Wissenschaftler, der zum ersten Mal Bilder der Oberfläche eines weit entfernten Planeten von einem Raumfahrzeug gesendet bekam. Ich ging das ganze Video auf Einzelbildbasis durch und speicherte alle Bilder, die nicht unscharf oder verschwommen waren gesondert ab. Gegen Ende hatte ich 47 Bilder, die zur weiteren Bearbeitung in Frage kamen. Als nächstes öffnete ich sie einzeln in einem Fotoeditor und veränderte die Kontrast, Sättigungs- und Helligkeitswerte, bis sie freigaben, was sie zu verstecken versuchten. Nach und nach kamen mehr Details ans Tageslicht und ich konnte mir erstmals eine Vorstellung von dem machen, was sich in den Föhrenbergen unter der Erde befand:

Die Höhle bestand aus einem Raum, dessen Größe sich aus den Bildern nur schwer erahnen ließ. Die bunten Knicklichter am Boden warfen ein bizarres Muster aus Licht und Schatten in den Raum. Neonfarben wie Gelb, Orange, Rot und Grün flossen wild ineinander und wurden an vielen Stellen von dunklen, kantigen Felsvorsprüngen unterbrochen. Wie ein Batik-Shirt oder so, wie man sich einen LSD Trip vorstellt wenn man noch nie einen hatte. Der schroffe Fels sah aus wie von einer Naturhöhle. Das bunte Farbmuster ließ ihn auf den Fotos noch plastischer wirken. Da und dort hingen Wurzeln von der Decke oder flechteten sich schlangenartig über die Seitenwände.

Auf einigen Fotos konnte ich Strukturen erkennen, die klar von Menschenhand gemacht waren. Gerade Linien und Kanten. Darüber dunkle Schatten an den Wänden.

Was sind das für Gegenstände?

Ich zoomte in die Bilder hinein und stellte den Helligkeitsregler weiter nach rechts. Zum Vorschein kam ein längliches Gestell aus geraden und gebogenen Rohren. Es befand sich nahe dem Boden. Nahe genug, um darauf liegen zu können - ein Bett!

Wer hat es hier hineingestellt?

Ich hatte nun ein ungefähres Verständnis für die Größenverhältnisse in der Höhle. Die Länge des Betts bedeutete, dass der gesamte Raum etwa so groß wie mein Schlafzimmer sein musste. Gegenüber dem Bett sah ich vertikale Linien auf Brusthöhe, wie wenn jemand etwas an die Felswände geschraubt hätte. Daneben waren dunkle Schatten. Erneut spielte ich mich mit den Helligkeitswerten, doch es waren nicht mehr, als grobe Umrisse zu erkennen. Unmöglich zu sagen, um was für Gegenstände es sich handelte. Ich konnte nur raten. Informationen, die nicht in einem Bild sind, kann man auch durch Computertricks nicht hervorzaubern.

Entweder ein vom Objekt reflektiertes Photon trifft den CMOS Sensor der Handykamera,

oder nicht.

In diesem Fall hat es nicht getroffen.

Vom Rest der Höhle konnte ich nur wenig erkennen, da sie durch die Schatten des unebenen Bodens zum größten Teil in Dunkelheit gehüllt war. Nur an einer der Wände hob sich in Bodennähe ein dunkler rechteckiger Fleck ab.

Kann das der Zugang zur Höhle sein? Wo kommt er dann an der Oberfläche heraus?

Ich beschloss mich mit den neuen Erkenntnissen sehr früh am nächsten Morgen erneut zur Höhle zu begeben, um den Zugang zu suchen.

9. KAPITEL

Der Hüne setzte sich eilig hinter das Steuer des tarnfarbenen Opel Olympia, legte den ersten Gang über die Lenkradschaltung ein und fuhr los. Über die Johannesstraße erreichte er die Hauptstraße des Ortsteils Maria-Enzersdorf im 24. Bezirk von Groß-Wien. Dort bog er links ab und beschleunigte Richtung Norden. Die Straßen waren unbeleuchtet, nur das schwache Licht des Mondes und das Tarnlicht des Opels ließen den Verlauf der Fahrbahn erkennen.

Jetzt beginnt der schwierige Teil meiner Aufgabe.

Ungeachtet der Geschwindigkeitsbeschränkung und der Dunkelheit raste er durch die engen Straßen, so schnell wie es der wassergekühlte 1,3 Liter Motor des Wagens erlaubte. Die Fahndung nach ihm würde erst in einigen Stunden beginnen, doch bis dahin war einiges zu erledigen.

Die späte Stunde und die Siegesrunen auf der Nummerntafel machten eine Anhaltung wegen Schnellfahrens unwahrscheinlich. Spätestens der Anblick seiner 'Blechkrawatte', wie er sein Ritterkreuz nannte, würde ihn bei jedem Polizisten mit einer Verwarnung davonkommen lassen.

Solange sie noch nicht wissen, wer Dr. Merten erschossen hat.

In Gesellschaft spielte er die Bedeutung seines Halsordens stets herunter.

„Warum bist du so stolz auf dein Ritterkreuz?" hatte ihn seine kleine Schwester einmal gefragt, „Nach dem, was du dafür getan hast."

„Er macht aus einem armen Arbeitersohn einen Helden." war seine Antwort. Man achtete ihn. Man verehrte ihn. Sogar Generäle mussten per Gesetz vor ihm salutieren.

Er dachte kurz an die Verleihungsfeierlichkeiten und das Aufsehen in München, welches um ihn damals gemacht wurde. Sogar Autogrammkarten hatte man gedruckt.

„Konrad Lautner, der gefallene Engel", sagte der Hüne zu sich bitter, als er über die Grenze zum 25. Bezirk raste.

10. KAPITEL

Ich wachte um 4:00 Uhr morgens auf, ohne mir dafür den Wecker gestellt zu haben. Die Spannung, den Zugang zur Höhle zu finden, erledigte das von selbst. Statt meinem Hund nahm ich diesmal einen Klappsparten mit und erreichte knapp vor 5:00 Uhr den Bereich des Lüftungsrohres.

Die Sonne war vor einer halben Stunde aufgegangen und glitzerte golden von den feuchten grünen Blättern. Zwischen den Bäumen hingen Bodennebelschwaden die langsam dahinschwanden. Die Vögel zwitscherten und es versprach ein schöner Sommertag nach einer regnerischen Nacht zu werden.

Erneut suchte ich den Bereich um das Lüftungsrohr ab und fragte mich dabei, welche Orientierung die Höhle unter mir wohl hatte. Der vermutete Zugang lag knapp über dem Boden der Höhle. Meiner Einschätzung nach, konnte er nur an der Geländekante im Nordosten des Rohres liegen. Diese war von Laub und Gebüsch überzogen. Ich setzte den Spaten an und stach ins lockere Erdreich. Die Erde war schwarz und feucht und roch nach frischem Humus. Etwa eine halbe Spatentiefe unter der Laubschicht traf ich auf Felsen. Von hier aus legte ich nach und nach mehr Felsen frei. Es war derselbe graue Kalkstein, welchen ich auf den Fotos im Inneren der Höhle gesehen hatte.

Gegen 6:00 Uhr hatte ich einen Bereich von etwa vier mal zwei Metern freigelegt. Hinter mir befand sich ein kniehoher Haufen frischer Walderde und dahinter Reste des Gebüsches, die ich mühsam von der Geländekante entfernt hatte. Von einem Eingang fehlte trotzdem jede Spur. Enttäuscht ging ich zum Lüftungsrohr und versuchte mir die Geometrie der Höhle erneut vorzustellen. Der Länge der Schnur nach, die ich durch das Rohr gelassen hatte musste die Felsdecke mindestens einen Meter dick sein. Darunter war die Höhle vielleicht zwei Meter hoch, das bedeutete, der Höhlenboden befand sich mindestens drei Meter unter mir. Das Gelände Richtung Geländekante fiel etwa einen Meter ab, und die Kante war etwa eineinhalb Meter hoch.

Der Eingang muss tiefer liegen.

Ich schnappte mir erneut den Spaten und rannte zum Fuß der Geländekante. Dort machte ich mich erneut daran, mit dem Klappsparten die lockere Walderde zu entfernen. Nach weiteren zehn Minuten machte es 'Klong' als ich mit dem Sparten zustach.

Das muss eine Zugangsluke sein!

Ich trug die Erde rundherum ab um sie ganz freizulegen. Sie sah von außen aus wie eine übergroße Ofentüre aus Stahl, durch die ein Mensch locker passen würde. Ihr schwarzer Anstrich war an einigen Stellen abgeblättert und gab dem Rost freie Bahn. Auf der rechten Seite befanden sich zwei dicke Scharniere aus daumenbrei-

tem Stahl. Es gab keine Türschnalle oder Griff. Der eigentliche Verschlussmechanismus musste innen liegen. Dies erschien logisch, war diese Höhle doch eher ein geschütztes Versteck als ein Gefängnis. Erwartungsvoll versuchte ich an der Außenkante der Luke zu ziehen. Nichts, nicht die geringste Bewegung. Ich stemmte mich mit meinem ganzen Gewicht dagegen, doch die Luke machte keinen Ruck. Sie schien komplett angerostet zu sein. Ich klappte die Metallsäge meines Leathermans aus, und machte mich an die beiden Scharniere. Doch es war zwecklos, die Mini-Metallsäge richtete nichts gegen den dicken Stahl aus, und es fehlte ein geeigneter Angriffswinkel um die Säge überhaupt wirkungsvoll anzusetzen. Entmutigt setzte ich mich auf den kühlen Waldboden und starrte die Klappe an.

11. KAPITEL

Die schwierige Aufgabe, die Konrad Lautner nun vor sich hatte, war unterzutauchen. Das war für eine durchschnittliche Person im Spitzelsystem des nationalsozialistischen Staates schon fast unmöglich. Seine zwei Meter Größe, die Narben im Gesicht und sein Ruhm als Ritterkreuzträger halfen hier noch weniger.

„Wir brauchen ein sicheres Versteck" hörte er eine vertraute Frauenstimme in seinem Kopf.

Ein Schmerz fuhr ihm dabei durch Mark und Bein. Seine gewaltigen Hände verkrampften sich am Lenkrad des Opels.

Er kannte einen Ort, wo selbst er untertauchen konnte.

12. KAPITEL

Wie bekomme ich die Klappe auf?

Ich musste einen Weg finden, die beiden Stahlscharniere durchzuschneiden. Eine Trennscheibe kam nicht in Frage. Kein Stromanschluss weit und breit.

Mit einem Schneidbrenner müsste es klappen.

Woher sollte ich einen bekommen? Plötzlich musste ich an meinen Chemieunterricht in der siebenten Klasse denken. Ich habe die Chemiestunden immer geliebt, weil unser Professor Lichtenberger oft Experimente zeigte, bei denen es viel rauchte und krachte. Oft war das ungewollt, was die Sache umso unterhaltsamer machte. Das spektakulärste seiner geglückten Experimente behandelte die Thermit-Reaktion, bei der Eisenoxid und Aluminiumpulver miteinander in einem ge-

waltigen Funkenregen reagierten und eine glühende Masse von über 2000°C bildeten. Diese Masse ließ sich, einmal entzündet durch nichts und niemanden mehr aufhalten oder löschen.

Wehe wenn sie losgelassen!

Sie schmolz sich blubbernd und fauchend durch alles durch, was sich ihr in den Weg stellte, bis die beiden Bestandteile aufgebraucht waren.

Ich beschloss Professor Lichtenberger einen morgendlichen Besuch abzustatten. Sein Haus lag mehr oder weniger am Weg nachhause, in der Hochstraße 98.

13. KAPITEL

Konrad Lautner parkte seinen tarnfarbenen Opel vor der Ortsvorstehung in Perchtoldsdorf. Es war ein unverdächtiger Platz für diese Art von Wagen. In dem kleinen Weinbauort war es totenstill, kein einziges Licht brannte. Die Dunkelheit wirkte gespenstisch, so als ob der Ort komplett ausgestorben wäre. Der Perchtoldsdorfer Wehrturm ragte vor ihm grau in den schwarzen Winterhimmel. Er war ein quaderförmiges Gebäude aus fein behauenen Steinblöcken, die penibel aufeinander ausgerichtet einen quadratischen Grundriss von etwa 12 Metern Breite bildeten. Von dieser mächtigen Basis erhob sich ein 60 Meter hoher Turm. An den vier unteren Ecken seines keilförmig zulaufenden Ziegeldachs befanden sich jeweils ein rundes Aussichtstürmchen, und darunter ein offener Wehrgang um den ganzen Turm. Das Wahrzeichen von Perchtoldsdorf. Wie ein gigantischer Fels trotzte er seit dem fünfzehnten Jahrhundert allen Kriegen, die um ihn herum ausgefochten wurden. In ihm hatten sich die Perchtoldsdorfer 1683 vor den Türken versteckt. Als sie ihre Häuser ringsum in Flammen aufgehen sahen, konnten die einfachen Bauern und Bürger dem Anblick nicht standhalten. Sie ergaben sich und wurden von den Reitern der Türken niedergemetzelt, nur einen Steinwurf von der heutigen Ortsvorstehung entfernt.

Lautner dachte an ihr grausames Schicksal als eine dumpfe Glocke aus der Höhe des Turms ertönte und Mitternacht schlug.

Er wurde aus seinen Gedanken gerissen.

Ich werde mich nie ergeben.

Lautner überquerte den Marktplatz in Richtung des Kirchenberges. Von dort aus ging er schnellen Schrittes weiter, vorbei an der düsteren Burgruine in Richtung Föhrenberge.

14. KAPITEL

Professor Erwin Lichtenberger war promovierter Chemiker und unterrichtete im Gymnasium Kollegium Kalksburg, einer Privatschule am südlichsten Rand von Wien. Mittlerweile musste er knapp vor seiner Pensionierung stehen. Ich läutete an der Glocke des schmalen Hauses in der Perchtoldsdorfer Hochstraße und es dauerte nicht lange, bis sich die Eingangstüre öffnete.

In ihr stand ein stattlicher Herr, groß, schlank, weiße Haare und ein braungebranntes Gesicht. Er trug eine graue Hose und ein blaukariertes Hemd. So sportlich erkannte ich ihn fast nicht, denn in der Schule war er immer gekleidet, wie man sich einen Bankdirektor vorstellt. Elegant, vornehm, sei es im klassischen dunkelgrauen Dreiteiler, oder im englischen Tweed mit dunkelroter Fliege. Die weißen Haare stets sauber zu einem Scheitel gekämmt, die gehämmerten Lederschuhe auf Hochglanz poliert und von einer Wolke dezenten Rasierwassers umgeben.

Als er mich erkannte bildeten sich tiefe Lachfalten um seine freundlichen braunen Augen.

„Philipp Zecker, schön dich wieder einmal zu sehen!" klang eine tiefe, sonore Stimme.

„Es tut mir leid, wenn ich Sie so unangekündigt überfalle, Herr Professor."

„Kein Problem, komm rein" sagte er und machte eine einladende Geste.

Ich betrat das Haus und roch den Geruch von frisch gebrühtem Kaffee. Auf dem Esstisch aus dunklem Holz war für eine Person gedeckt. Die Tasse und der Teller wirkten verloren auf dem großen Tisch für sechs Personen. Ein Anflug von verlegener Traurigkeit überkam mich, als ich mich erinnerte dass seine Frau vor mittlerweile zwei Jahren gestorben war.

„Willst du mit mir frühstücken?"

Ich schlug sein Angebot aus und begnügte mich stattdessen mit einer Tasse Kaffee. Sie schmeckte stark und kräftig, genau richtig für meinen Geschmack. Nach einem kurzen Smalltalk über die alten Schulzeiten kam ich zur Sache und erzählte ihm von meinem aufregenden Fund im Wald. Ich ließ kein Detail aus, doch Professor Lichtenberger schien mir erst zu glauben, als ich ihm das Video von der Höhle auf meinem Handy zeigte.

„Und jetzt fragst du dich, wie du die Türe auf bekommst?"

„Ich dachte, sie könnten mir vielleicht etwas Aluminiumpulver und Eisenoxid abgeben."

Da waren sie wieder, die Lachfalten um Professor Lichtenbergers Augen. Er entgegnete nichts, sondern lächelte mich nur an.

Nach einer Weile sagte er versonnen „Schön, dass du dich an unser Thermit-Experiment erinnerst. Dann hast du ja doch etwas bei mir gelernt?"

Ich überging die Frage, zumal ich ohnehin einer seiner besten Schüler war.

Jahrgangsbester um genau zu sein. Ein Streber für die, die nicht bei mir abschreiben durften.

„Kann das funktionieren? Kann man mit so etwas Stahl schneiden?" fragte ich.

„Ja natürlich." sagte er und holte zu einem Vortrag aus, wie ich ihn aus Schulzeiten kannte. Es war angenehm seiner tiefen Stimme und dem gleichmäßigen Rhythmus seiner Sprache zuzuhören. Er erklärte mir noch einmal die theoretischen Grundlagen der Thermit Reaktion in Form von Summenformeln. Leider habe ich sie schon wieder vergessen, nur so viel: die Reaktion ist stark exotherm, das habe ich mir gemerkt. Danach kam er zu den praktischen Anwendungen: Angeblich wird Thermit heute noch verwendet um damit Eisenbahnschienen zusammenzuschweißen. Man legt sie dabei Stoß auf Stoß, gibt ein Päckchen Thermitpulver dazwischen und zündet es an. Voila, und es entsteht eine durchgehende Verbindung. Außerdem, und damit kamen wir der Stahltüre in den Föhrenbergen schon näher, hat man es früher bei Abrissarbeiten verwendet. Um ganze Stahlträger zu durchschneiden.

„Klingt gut" habe ich gesagt.

Zum Schluss kam Professor Lichtenberger noch mit einer abstrusen Verschwörungstheorie, nach der das Thermit auch beim Einsturz des World Trade Centers beteiligt war. CIA und Mossad und überhaupt. Nach dem er meinen skeptischen Gesichtsausdruck erkannte, machte er eine Pause in seinem Vortrag.

„Können sie mir die Bestandteile besorgen?" kam ich zum Punkt.

„Das kommt überhaupt nicht in Frage! Viel zu gefährlich, dich das mit dem Thermit machen zu lassen."

Ich sah ihn entmutigt an. Er schien mit sich selbst zu ringen. Er rang, um sein Lächeln zu verbergen.

„Ich mache das selbst." grinste er.

15. KAPITEL

In den Föhrenbergen lag noch Schnee. Die Waldluft in Lautners Nase war frisch und klar und er genoss jeden Atemzug davon. Zu lange hatte er in dem modrigen Stollen unter Tage verbracht. Der nasse Schnee veränderte die Geräuschwelt um ihn herum. Alles hier klang gedämpft - das Knirschen unter seinen Stiefeln, das Plätschern des Schmelzwassers. Es war, als ob die Welt für einen Augenblick ruhiger geworden ist.

Um Lautner herum war es stockdunkel, nur an wenigen Stellen blinzelte das fahle Mondlicht durch die Baumkronen der Schirmföhren. Er mochte die Dunkelheit, sie war seit jeher sein Verbündeter. Hier konnte er seine überlegenen Sinne voll ausnutzen. Er hörte mit jedem Schritt, ob er sich noch in der Mitte des gefrorenen Forstwegs befand. Er roch, sobald er davon abzweigen musste. Und er fühlte, wie weit es noch bis zu seinem Ziel war.

Nicht mehr weit.

16. KAPITEL

Professor Lichtenberger und ich vereinbarten uns um 20:00 Uhr wieder bei seinem Haus zu treffen. Ich sollte einen großen Rucksack und eine Taschenlampe mitnehmen, den Rest wollte er besorgen. Als ich am Abend ankam, führte er mich gleich zu seinem Esstisch.

„Ich dachte wir brauchen nur Aluminiumpulver und Eisenoxid?" fragte ich, die Vielzahl an Utensilien am Tisch betrachtend.

„Wir machen das ordentlich. Außerdem möchte ich keinen Waldbrand verursachen."

„Die Wahrscheinlichkeit ist eher gering, es hat die ganze letzte Nacht geregnet."

„Halte deinen Rucksack auf" unterbrach er mich und begann das Equipment Stück für Stück hineinzuheben.

Wir kamen mit dem letzten Tageslicht bei der freigelegten Klappe an. Alles war so, wie ich es am Morgen verlassen hatte. Wir schalteten unsere Taschenlampen an und der Professor begann sich die Metallscharniere genauer anzusehen.

„Könnte funktionieren."

Er packte eine Lötlampe aus, zündete sie an und richtete sie zuerst auf das obere, dann auf das untere Scharnier.

„Damit trocknen wir den Stahl. Schon ganz wenig Feuchtigkeit würde bei der Thermit-Reaktion zu einer Wasserstoffbildung führen. Eine Knallgasexplosion wäre die Folge, und glaube mir: Du willst nicht dabei sein, wenn 2000°C heißes Thermit durch die Luft fliegt." sagte er und war ganz in seinem Element. Ich musste an seine gescheiterten Experimente in der Schule denken und mir wurde leicht übel.

Nach dem Trocknen und Anwärmen der Scharniere baute er einen stählernen Ständer auf, wie sie im Chemiesaal auf den Labortischen standen. Darin befestigte er knapp über dem oberen Scharnier einen kleinen Blumentopf, in dem er eine Thermitmischung schon eingefüllt hatte. Das Loch im Boden des Blumentopfs hatte er mit Alufolie verschlossen. Danach baute er 3 weitere Ständer auf und befestigte daran große Fließen, welche ich den ganzen Berg hinaufgeschleppt habe. Diese sollten dazu dienen, den unvermeidlichen Funkenflug zu begrenzen und den Blumentopf abzuschirmen. Er prüfte noch einmal den sicheren Stand seiner Aufbauten und sah mich triumphierend an:

„Fertig?"

Ich nickte. Der Professor nahm einen langen Magnesiumstreifen, steckte ihn in den Blumentopf und sagte mir ich soll in Deckung gehen. Danach zündete er den Streifen mit einem Feuerzeug an und rannte zu mir.

„Schau nicht in die Flamme, wenn es losgeht" japste er.

Der Magnesiumstreifen brannte eine gefühlte Ewigkeit. Plötzlich ein lautes Zi-

schen! Der Wald ringsum war auf einmal taghell erleuchtet. Aus Richtung des Höhleneingangs schien ein gleißendes, weißes Licht. Ein lautes Blubbern und Fauchen verriet, dass die Thermitreaktion nun in vollem Gange war. Es stieg weißer Rauch nach oben, der wie eine leuchtende Säule in den Himmel zeigte.

Die glühende Masse fraß sich durch die Alufolie im Boden des Blumentopfes in Richtung des oberen Scharniers. Die Konstruktion von meinem Chemielehrer hielt was sie versprach. Aus dem Graben im Waldboden kam kein einziger Funke geflogen. Nach etwa einer halben Minute verlosch das grelle Licht wieder und wir wagten es kurze Zeit später, einen Blick auf das Ergebnis zu werfen. In der Walderde unter der Eingangsluke lag eine dunkelrot glühende Masse, deren Wärme wir bis in unser Gesicht spüren konnten. Das obere Scharnier war sauber durchgetrennt, als ob man es mit einem Höllenmesser durchgeschnitten hätte. Der Professor freute sich wie ein kleines Kind und wir schüttelten einander überschwänglich die Hände.

Bleibt nur noch eines.

Bei dem unteren Scharnier verfuhren wir genauso, nur nahmen wir einen neuen Blumentopf, welcher ebenfalls schon die vorbereitete Thermitmischung enthielt. Ein weiteres, gleißendes Leuchten später standen wir erneut vor der Klappe, bei der nun beide Scharniere glatt durchtrennt waren. Ich setzte ein schweres Brecheisen, aus dem Fundus meines Chemielehrers am rechten Rand der Klappe an und zog mit voller Kraft. Langsam knirschend kam mir die Klappe entgegen, und Rost rieselte von allen Seiten nach unten. Gemeinsam mit dem Professor hob ich die lose Klappe an und stellte sie beiseite.

„Wollen Sie zuerst hinein?"

„Nein danke."

„Angst sich schmutzig zu machen, Herr Professor?" zwinkerte ich.

„Platzangst. Ich passe hier draußen auf, bis du wieder herauskommst."

Ich nahm meine Taschenlampe zwischen die Zähne und kroch in das schwarze Loch hinein.

17. KAPITEL

Während ich durch die Spinnweben verhangene Eingangsöffnung kroch, kam mir modrige, faulig riechende Luft entgegen. Hinter der Luke lag ein kurzer Tunnel. Ich musste an die Worte von Professor Lichtenberger denken und bekam selbst klaustrophobische Gefühle. Die Wände wurden immer enger.

Plötzlich fing sich der Boden unter meinen Füßen zu bewegen an! Ich schwenkte die Taschenlampe zwischen meinen Zähnen nach unten und stieß einen kurzen Schrei aus. Die Lampe fiel runter. Um meine Hände herum rekelten sich weiße Larven, Asseln und Spinnen. Widerlich!

„Alles in Ordnung da unten?" hörte ich eine Stimme von draußen.

„Alles wunderbar" log ich, hob die Lampe auf und kroch ekelerfüllt weiter.

Ich war jetzt nur noch eine Armlänge vom Ende des Tunnels entfernt und leuchtete in den Innenraum der Höhle. Plötzlich erkannte ich das Rohrgestell aus den ausgewerteten Fotos wieder - es war tatsächlich ein Bett.

Was liegt da oben?

Ich erschrak als ich eine dunkle Silhouette auf dem Bett ausmachte.

„Hier liegt etwas!" rief ich in einem leichten Anflug von Panik.

„Was? Wo?"

„Ich kann es nicht genau erkennen, aber es liegt am Bett!"

„Ein Toter? Ein Skelett?"

Lag hier der einzige Perchtoldsdorfer, der den Türken im Jahr 1683 entkommen ist?

Ich zögerte einen Moment im Tunnel liegend. Auf meinen Händen und in meinem Nacken kitzelte es. Keine angenehme Position.

„Was ist es?"

Was auch immer hier liegt, es liegt schon eine lange Zeit hier.

Das Kitzeln in meinem Nacken wurde immer stärker. Jetzt war ich froh, hier nicht alleine im Wald zu sein.

Vorwärts!

Ich kroch weiter, schlüpfte aus dem Tunnel, schüttelte mein T-Shirt aus und strich mir mehrfach durch die Haare um alles Getier loszuwerden. Einen Bruchteil einer Sekunde später fokussierte ich den Stahl meiner Taschenlampe auf das Bett. Was hier lag war eine sauber zusammengerollte Wolldecke, ähnlich der Decken beim Bundesheer. Sehr ähnlich sogar, definitiv nicht aus der Türkenzeit. Das Bett war aus gebogenem Stahlrohr und erinnerte mich ebenfalls an das Feldbett in der Jansa-Kaserne, auf dem ich 8 Monate schlafen musste.

Ich seufzte erleichtert „Nur eine zusammengerollte Decke auf einem Bett".

„Was siehst du sonst?" ertönte es dumpf durch den Tunnel.

„Hier hat jemand Bretter an die Wand geschraubt, wie für ein Regal"

„Und was ist da drauf?"

„Jede Menge Dosen und Schachteln. Total verstaubt, sehen uralt aus. Daneben steht ein Wandschrank oder so etwas."

Ich sah mich weiter im Raum um.

„Da ist außerdem eine Art Schreibtisch, da steht etwas oben."

„Was ist es?"

„Sieht aus wie eine Schatulle. Und ein Notizbuch."

„Was für eine Schatulle?"

„Da ist ein Hakenkreuz auf dem Notizbuch oben!"

Vor der Höhle herrschte Stille.

Ich sah mich weiter in der Höhle um. Am Boden lagen die ausgebrannten Knicklichter. Außer dem Bett, dem Regal, dem Schrank und dem Tisch war nichts in der Höhle. Die Wände wirkten, als ob sie von Natur aus so geformt waren, nur bei dem Eingangstunnel konnte man Spuren von Werkzeug am Kalkstein sehen. Von der Decke baumelten vereinzelt Wurzeln herunter, und man konnte den Austritt des Lüftungsrohres sehen. Ich untersuchte die Bettdecke und rollte sie aus. Sie war schwer und fühlte sich feucht und modrig an. Auf dem grauen Wollstoff war ebenfalls ein großes, schwarzes Hakenkreuz gedruckt.

Als nächstes begab ich mich zum Schrank. Ich fand darin eine sauber aufge-

hängte, graue Uniform. Darunter standen schwarze Stiefel, sauber poliert. Ich betrachtete die Uniform näher und erschrak, als ich zwei Siegrunen, am Kragen entdeckte. Das Zeichen der SS, der Todesengel Hitlers! Angewidert öffnete ich die Taschen der Uniform und fand einen schwarz glänzenden Orden in der rechten Brusttasche.

Ich steckte ihn ein und ging zum Schreibtisch um einen Blick in das Notizbuch zu werfen. Es war voll mit handgeschriebenen Buchstaben, die wild zusammengewürfelt schienen und überhaupt keinen Sinn ergaben. Beim Durchblättern konnte ich kein einziges lesbares Wort finden. Als nächstes öffnete ich die hölzerne Schatulle. Sie war so groß wie eine Zigarrenkiste und innen mit einer grün gepolsterten Einlage versehen. In der Mitte befand sich ein kleines, dunkles Fläschchen. Es war mit etwas versiegelt, das wie Plastik aussah. Auf einem gelblichen Etikett stand in maschinengeschriebenen Buchstaben 'Kublomeum'.

18. KAPITEL

Wie erwartet hatte Lautner keine Schwierigkeiten, das Versteck auf Anhieb zu finden. In den letzten vier Monaten war er oft nachts hier, installierte die Eingangsklappe und das Lüftungsrohr und trug nach und nach den Rest der Einrichtung zusammen. In seiner Position war es ein leichtes, etwas von der Lagerversorgung abzuzweigen. Nie war ihm jemand in der Nacht begegnet, einzig der viele Schnee bereitete ihm Kopfzerbrechen. Die Spuren zu verwischen kostete Zeit.

Niemand durfte hinter sein Geheimnis kommen. Zu viel stand auf dem Spiel.

19. KAPITEL

Ich war froh, die Höhle wieder verlassen zu haben und zeigte dem Professor die Schatulle und das Notizbuch.

„Haben sie schon einmal etwas von Kublomeum gehört?"

„Nein, nie. Sehr seltsam. In jedem Fall ist es keine organische oder anorganische Verbindung die ich kenne."

„Was meinen sie, was das für ein Zeug ist?"

„Keine Ahnung. Aber die Flasche wurde sehr aufwendig versiegelt. Was es auch immer ist, wir sollten sehr vorsichtig damit umgehen."

„Das heißt nicht öffnen?"

„Auf keinen Fall! Der Inhalt könnte ätzend, giftig, explosiv, radioaktiv, alles Mögliche sein. Vielleicht ist es am klügsten, du stellst die Schatulle wieder zurück."

„Und riskieren, dass sie morgen von spielenden Kindern gefunden wird?"

„Du hast Recht. Besser wir nehmen sie mit und bewahren sie sicher auf, bis wir wissen was das ist."

„Und wo wäre das?"

„Na im Giftkammerl, wo sonst?"

Das 'Giftkammerl' war jener hintere Bereich des Chemiesaals unserer Schule, der nur mit dem Lehrerschlüssel betreten werden konnte. Hier lagerten all die Chemikalien für die Experimente im Unterricht. In der Ferienzeit war das der sicherste Ort, an dem man denken konnte.

„Jetzt schauen wir doch einmal, was Google uns über Kublomeum verrät", sagte ich und tippte das Wort in das Suchfeld meines Handys ein. Die Suche dauerte lange, was an meinem schlechten Empfang im Wald lag. Schließlich erschien:

Ihre Suche - kublomeum - brachte kein Ergebnis.

„Seltsam", sagte ich zu Professor Lichtenberger.

20. KAPITEL

Um 23:04 Uhr vibrierte das Handy des Generalmajors am Nachttisch, weil eine E-Mail einging.

Er tippte verschlafen sein Passwort ein und las:

```
VIX pattern match /KUBLOMEUM/ at 201008162304B by IP
93.111.187.255 (MOBILKOM-MOBILEPOOL10, AT)
```

Daraufhin entglitt das Handy seiner Hand und fiel zu Boden.

21. KAPITEL

UFO SICHTUNG ODER MARIENERSCHEINUNG?

Donnerstag Nacht gegen 22:30 Uhr liefen die Leitungen der Polizeiinspektion Perchtoldsdorf heiß: Zahlreiche Anrufer berichteten von mysteriösen Lichterscheinungen oberhalb der Perchtoldsdorfer Heide.

Mit der Ruhe im beschaulichen Weinbauort Perchtoldsdorf, Bezirk Mödling war es Donnerstag Nacht vorbei. Gegen 22:30 Uhr meldeten zahlreiche Anrufer dass im Wald oberhalb der Perchtoldsdorfer Heide ein gleißend helles Licht gesehen wurde.

Weinbauer Andreas Z. glaubt nicht an einen irdischen Ursprung: ,,Ich war gerade auf dem Weg nachhause, als ich von den Weingärten in der Soßen aus ein weißes Licht aus dem Wald, links des Franz Ferdinand Schutzhauses kommen sah. Es war, wie wenn einzelne Strahlen in den Himmel scheinen. Das ganze dauerte eine Weile und wiederholte sich dann ein zweites Mal. So ein Licht habe ich noch nie gesehen, das muss etwas Übernatürliches gewesen sein.''

Die Polizei ermittelt nun nach dem Ursprung der Lichterscheinung. Freitag früh haben sich bereits einige Perchtoldsdorfer auf die Suche nach der Ursache des mysteriösen Lichts gemacht. Die Theorien reichen von meteorologischen Erscheinungen wie Kugelblitze bis zu UFO Landungen und Marienerscheinungen. Über den Fortschritt der Ermittlungen halten wir sie auf dem Laufenden.

22. KAPITEL

Der Professor und ich trafen uns am nächsten Nachmittag bei ihm zuhause, nachdem er die Schatulle in das 'Giftkammerl' weggesperrt hatte. Auf dem großen Esstisch lagen ein Dutzend Bücher ausgebreitet. Die meisten waren groß und schwer und stammten noch aus einer Zeit, als das Internet noch nicht erfunden war.

„Hast du schon die Nachrichten gehört?" fragte er.

„Nein, habe ich etwas verpasst?"

„In den Zwölfuhrnachrichten haben sie gesagt, in Perchtoldsdorf wäre gestern ein UFO gelandet."

„Wie bitte?"

„Offensichtlich haben einige Einwohner nachts ein gleißend helles Licht im Wald gesehen", sagte Prof. Lichtenberger verschmitzt.

Ich habe ihn schon lange nicht so fröhlich gesehen. Er wirkte viel jünger und tänzelte von einem Bein auf das andere. Scheinbar taten ihm die Abwechslung und die Aufregung gut. Gerade in der Ferienzeit, wo es für ihn wohl nicht besonders viel zu tun gab.

„In meinen Fachbüchern habe ich soweit keinen Hinweis auf Kublomeum gefunden. Aber das heißt nichts, die kennen nur die gängigsten chemischen Verbindungen."

„Und wo können wir noch nachsehen?"

„Im Internet. Aber nicht auf Google, sondern in den großen Chemie-Datenbanken, für die man normalerweise viel Geld zahlen muss."

„Und sie müssen das nicht?"

„Nein, das heißt, DU musst das nicht. Ich habe mich erkundigt, als TU Student müsstest du gratis Zugang zu den wichtigsten Datenbanken haben." sagte er und deutete auf seinen Laptop.

Da war etwas. Ich erinnerte mich an eine der Einführungslehrveranstaltungen, in der uns Vertreter der Fachschaft erzählt haben, wo die Mensa ist und wie man online Noten abfragt. Irgendetwas war mit dem Strichcode-Sticker auf der Rückseite unseres altertümlichen Pappendeckel-Studentenausweises.

„Der TU-Bibliothekszugang!" erinnerte ich mich. Ich öffnete auf Prof. Lichtenbergers Laptop die Seite der Universitätsbibliothek und wurde nach dem Strichcode und meinem Studentenpasswort gefragt. Danach klickte ich auf Fachbereich Chemie und überließ den Computer wieder seinem Besitzer.

Zehn Datenbankenabfragen später starrten wir uns ratlos an. Es gab keinen einzigen Treffer.

Was könnte das für eine Substanz sein?

Enttäuscht wendeten wir uns wieder unserer zweiten Spur, dem Notizbuch aus der Höhle zu.

„Vielleicht hat das auch mit Kublomeum zu tun. Haben Sie irgendeine Idee, was die Buchstaben bedeuten könnten?" fragte ich.

„Ich habe auch schon lange darüber nachgedacht. Leider habe ich keine Ahnung."

„Es sind immer 4 Buchstaben zu einer Gruppe zusammengefasst, danach kommt ein Abstand: RHOW OPBE KVWM."

„Auf mich wirken sie wie Codes oder Passwörter." meinte Professor Lichtenberger. „Wie die TAN Codes von meinem Online Banking."

Codes. Vielleicht handelt es sich um einen verschlüsselten Text?

Ich kannte eine Person, die uns vielleicht weiter helfen konnte.

23. KAPITEL

„Ich brauche deine Hilfe" sagte der Generalmajor in scharfen, knappen Worten am Telefon.

„Wurdest du wieder beim schnellfahren geblitzt?"

„Nein, diesmal geht um etwas Ernstes. Wir können darüber nicht am Telefon sprechen. Du musst etwas erledigen. Ich komme heute zwanzighundert zu dir mit genauen Instruktionen."

„Das geht nicht, heute kommt -"

„Ich sagte zwanzighundert!!", brüllte der Generalmajor und knallte den Hörer auf den Apparat.

24. KAPITEL

Michi und ich trafen uns am nächsten Tag im Café Schrödinger auf der Wiedner Hauptstraße. Es befand sich im gleichen Gebäude wie die Technischen Universität Wien und war ein beliebter Treffpunkt von Studenten, die hier ein Gordon Bleu um 5,50 Euro bekamen. Nicht schlecht für den Preis, aber auch kein Gourmet Menü. Jedenfalls besser als das Mensa-Essen. Heute war Samstag, und das Lokal war fast leer. Wir nahmen in einer der Sitzgruppen aus lichtem Holz um einen runden Cafétisch Platz und ich zeigte Michi das Notizbuch aus meinem Rucksack.

„Wo hast du denn DAS her?", musterte er das Hakenkreuz am Einband und blickte verlegen über seine Brille nach links und rechts. Danach legte er es hastig auf den Tisch, sodass der Einband verdeckt war. Michi war der Prototyp eines Computer-Freaks. Er hatte immer schwarze T-Shirts und Baggypants an. Auch wenn es seine äußere Erscheinung nicht vermuten lassen würde, war er ein herzensguter Kerl. Ohne dieser treuen Seele wäre ich nicht halb so weit in meinem Studium gewesen.

„Sagen wir mal, ich habe es gefunden." grinste ich.

„Seit wann stehst du auf so ein Zeug?" blickte er wieder über seine Brille.

„Bist du verrückt?! Du kennst mich doch, ich bin doch kein Nazi!" flog ich ihn

an. „Ich hab es einfach gefunden, und jetzt möchte ich wissen, was es ist, das ist alles."

Er musterte den Einband noch einmal kurz, klappte das Buch auf und blickte lange und ungläubig auf die erste Seite.

„Ist das Buch aus der Zeit, nach der es aussieht?"

„Ich denke ja. Irgendeine Idee, was die Buchstaben bedeuten könnten?"

„Immer vier Buchstaben, danach ein Abstand. Die Buchstaben wirken wie willkürlich zusammengewürfelt - OLBG FFLE OPRG ..."

„Hast du so etwas schon mal gesehen?" fragte ich gespannt.

„Allerdings. Erinnert mich an das 'M4 Message Breaking Project'." sagte Michi und strich sich seine glänzenden Haare aus dem Gesicht.

„Das M4-was?"

„Sagt dir der Name 'Enigma' etwas?"

„Gab es da nicht einmal einen Film vor ein paar Jahren?" erinnerte ich mich dunkel.

„Genau. In dem Film geht es um eine Chiffriermaschine, die die Nazis im Krieg verwendet haben, um ihre Nachrichten zu verschlüsseln. Geniales Gerät, sah aus wie eine Schreibmaschine. Man hat einen Buchstaben gedrückt und gleichzeitig leuchtete auf einem Feld ein anderer Buchstabe auf. Das war dann der verschlüsselte Buchstabe."

„Klingt simpel."

„In der Bedienung, ja. In der Maschine waren mehrere Walzen, welche 26 Kontakte auf beiden Seiten hatten. Für jeden Buchstaben gab es einen Kontakt. Die Kontakte auf den Seiten der Walzen waren intern unterschiedlich verdrahtet. Zum Beispiel war der 'A' Kontakt auf der einen Seite mit einem 'M' auf der anderen Seite verdrahtet. Damit wurden Buchstaben vertauscht."

„Ähnlich wie wir das bei den Pfadfindern gemacht haben? Buchstaben vertauschen um die Nachricht zu verschlüsseln?"

„Wenn man die Buchstaben immer gleich vertauscht ist die Nachricht sehr einfach zu entschlüsseln. Man sieht sich einfach die Häufigkeit einzelner Buchstaben an. Das 'E' kommt in der deutschen Sprache am öftesten vor, danach kommt das 'N'. Damit hat man so eine Nachricht nach ein paar Versuchen entschlüsselt."

„Aber bei der Enigma war das nicht so einfach?"

„Genau. Der Clou war, dass nach jedem gedrückten Buchstaben sich die Walzen weitergedreht haben. Wenn beim ersten Mal ein 'A' mit einem 'M' vertauscht wurde, wurde es beim zweiten Mal zum Beispiel mit einem 'H' vertauscht. Damit entfielen alle Methoden, die sich die Häufigkeitsverteilungen zunutze zu machen."

„Okay. Aber wenn sich die Vertauschung immer geändert hat, wie konnte man die Nachrichten dann wieder entschlüsseln?" fragte ich mit hochgezogenen Augenbrauen.

„In dem man die Walzen genau in der gleichen Reihenfolge und in der gleichen Stellung wie der Verschlüssler in die Enigma eingesetzt hat. Dann konnte man die verschlüsselte Nachricht eintippen und der Klartext erschien auf dem Leuchtfeld."

„Ich verstehe. Und bei dem M4 Projekt ging es um so eine Entschlüsselung?"

„Jupp. Während des Krieges hat ein deutsches U-Boot eine Nachricht ausgesendet, die die Briten abgefangen haben. Diese konnte trotz moderner Computer bis vor wenigen Jahren nicht entschlüsselt werden."

„Obwohl die Nachricht mit einer Technik von vor 70 Jahren verschlüsselt wurde?"

„Das Problem liegt in den Walzenstellungen und in einer Zusatzeinrichtung namens 'Steckfeld', mit der Buchstaben nochmals vertauscht wurden. Davon gab es Millionen von Millionen Einstellungsmöglichkeiten. Da alle durchzuprobieren überfordert selbst heutige Mehrprozessoren PCs. Bei dem M4 Message Breaking Projekt haben die Initiatoren hunderte von PCs über das Internet zusammengeschlossen und so immer noch ein paar Tage gebraucht um die Nachricht zu entschlüsseln."

„Und was stand da weltbewegendes drinnen?"

„Keine Ahnung."

Ich musste grinsen. Da erzählte mir Michi alle Details über eine Entschlüsselung einer Nachricht, und die Nachricht selbst wusste er nicht mehr. Klassisch.

„Jedenfalls hat die Nachricht im verschlüsselten Zustand so ausgesehen wie dein Text da" sagte er und deutete auf die aufgeschlagene Seite im Buch.

„4 Buchstaben, danach ein Abstand."

25. KAPITEL

Raubmord: 62-Jähriger in Perchtoldsdorf getötet

Die Tochter fand den Mann leblos in seinem Haus. Er wies eine 'massive Kopfverletzung' auf. Er dürfte seinen Mörder überrascht haben.

Am Samstagabend ist ein 62-jähriger Mann tot in seiner Wohnung in der Hochstraße 68 in Perchtoldsdorf, Bezirk Mödling aufgefunden worden. Der Lehrer wies eine 'massive Kopfverletzung' auf. Diese entstand laut Polizeisprecherin Manuela Glockner durch stumpfe Gewalteinwirkung.

Der Mann dürfte seinen Mörder bei einem Einbruch in sein Haus überrascht haben. Bei einem rückseitigen Fenster im ersten Stock fand die Polizei Einbruchsspuren. Erste Anzeichen am Tatort weisen auf einen Raubmord hin: Mobiltelefone und ein Laptop wurden offenbar entwendet. ,,Es sah so aus, als hätte jemand die Wohnung durchsucht'', sagte Glockner. Sie sei 'komplett umgedreht' worden.

Entdeckt wurde die Leiche von der Tochter des Opfers. Die 24-Jährige rief gegen 19 Uhr die Rettung. Am Telefon gab die Frau an, dass sie ihren Vater regungslos in der Wohnung gefunden habe. Beim Eintreffen der Einsatzkräfte war bei der am Wohnzimmerboden liegenden Leiche bereits die Totenstarre eingetreten. Die Obduktion ergab, dass der Mann bereits in den Vormittagsstunden getötet worden ist. Der Mann war als überaus beliebter Lehrer bekannt. Von einer Auseinandersetzung oder verdächtigen Personen will ersten Informationen zufolge niemand etwas mitbekommen haben.

26. KAPITEL

Nach dem Treffen mit Michi war klar, dass ich den verschlüsselten Text in dem Notizbuch nicht ohne die genauen Einstellungen der Enigma-Maschine knacken konnte. Wenn hunderte PCs mehrere Tage für die abgefangene U-Boot Nachricht gebraucht haben, würde mein Computer Jahre für das Notizbuch brauchen. 'Brute-Force' heißt das, wenn man alle Kombinationen eines Passworts oder in diesem Fall die Einstellungen der Enigma Maschine einzeln ausprobiert. Nicht besonders effizient.

Ich befand mich auf dem Weg nachhause. Der Straßenbahnwaggon der Linie 60 war heiß und fast leer. Es war eine alte Garnitur, kein Niederflugwagen, keine Klimaanlage. Während sich der Zug im Schneckentempo durch die Straßen des 13. Bezirks Richtung Süden schlängelte stieg in der Speisinger Straße ein altes Ehepaar zu. Gebückt, zittrig und doch liebevoll halfen sie einander beim Einsteigen. Ihre Kleidung war alt und sah aus wie aus den frühen 60er Jahren. Manchmal frage ich mich, ob mein Kleidungsstil auch in einer Epoche stehenbleiben wird und ich irgendwann altmodisch werde. Ohne dass ich es wollte, musste ich ihrer Konversation folgen - der Mann alterierte sich über seinen Bankbetreuer, der immer so leise sprach dass er ihn nicht verstehen konnte. Als ich in Rodaun die Straßenbahn in der Endstation verließ wusste ich nicht nur den Namen des Bankbetreuers sondern auch von dem Sparbuch, das die beiden für ihren Enkel angelegt haben. Samt Losungswort, welches sich die Dame zur Sicherheit in der Straßenbahn von ihrem Mann geben ließ und auf die letzte Seite ihres Kalenders in krakeligen Buchstaben schrieb.

Ich ging in Richtung unserer Wohnung und wunderte mich über die Nachlässigkeit des alten Ehepaars. Ein Gauner hätte dem Bankbetreuer vielleicht das Sparbuch im Schließfach abgeschwatzt und es mithilfe des Losungsworts geleert. Das Schlagwort 'Social Engineering' fiel mir ein - eine Methode um Leuten ihre Passwörter unter Vorspieglung falscher Tatsachen abzuschwatzen. Wesentlich effizienter als 'Brute Force'. Viele große Hacking Angriffe haben so ihren Ausgang genommen.

Zuhause angekommen nahm ich die von meinen Eltern abonnierte Tageszeitung aus dem Postfach und begrüßte Aki, die mich schon sehnsüchtig erwartet hat. Auf der einen Seite war ich froh, dass sie mir in der leeren Wohnung Gesellschaft leistete. Ihr lautes Schnarchen im Vorzimmer hatte etwas zutiefst beruhigendes. Durch sie fühlte ich mich weniger alleine. Auf der anderen Seite wäre ich gerne mit meinen Freunden segeln mitgefahren wenn ich nicht auf sie hätte aufpassen müssen. Kein Licht ohne Schatten.

Ich legte mich auf das weiße Sofa im Wohnzimmer und sinnierte darüber, wie

mir 'Social Engineering' bei der Entschlüsselung des Notizbuches helfen könnte. Und ob mir der Inhalt erklären würde, was 'Kublomeum' ist. Aus Langeweile nahm ich die Tageszeitung und begann über die Artikel zu fliegen.

Als ich den Chronik-Teil erreichte, stockte mir der Atem. Ich wusste, wer in der Hochstraße 68 wohnte - Professor Lichtenberger war tot!

27. KAPITEL

Lautner wollte in seinem Versteck genau eine Woche unterzutauchen.

7 Tage. Lange genug um die erste Welle an Straßensperren und Hausdurchsuchungen abzuwarten. Kurz genug, dass die Russen noch nicht in Wien sind.

Er hatte von der Offensive am Plattensee gehört. In der letzten Deutschen Wochenschau war die Rede, dass die Wende im Krieg kurz bevorsteht.

Wieder gelogen.

Den Glauben an den Endsieg hatte er letztes Jahr verloren. An der Ostfront. Unter keinen Umständen wollte er noch hier sein, wenn die Russen nach Wien kamen. Es gab nur noch eine Aufgabe, die erledigt werden musste.

Das Problem an sieben Tagen war, dass es für ihn in der Höhle nichts zu tun gab. Außer sich einen Bart über die Narben im Gesicht wachsen zu lassen. Und an Anna zu denken.

Er war ihr letzten September zum ersten Mal begegnet. Die großen rehbraunen Augen starrten ihn verängstigt an, als man sie vorstellte.

„Man hat mir gesagt, du könntest gut Maschine schreiben?" sagte er in gewohntem Befehlston.

Sie starrte auf den Boden und brachte ein verlegendes „Ja" hervor.

„Das heißt 'Jawohl Herr Hauptsturmführer!'" schrie sie der Unterscharführer hysterisch an, der sie gebracht hatte. Dabei gab er ihr einen Stoß gegen die Schulter, der sie brutal auf den Boden fallen ließ. Er war klein und übergewichtig. Seine rosa Haut zeigte ständig Schweißperlen auf der Stirn. Lautner hatte das Gefühl, dass es nur dem Koppelriemen um seinen Wanst zu verdanken war, dass er nicht platzte.

„Das wäre dann alles", entließ Lautner den Unterscharführer und nahm an seinem Schreibtisch Platz. Man hatte ihm ein improvisiertes Büro in einem Nebenstollen vom Flugzeugwerk Languste eingerichtet. Er musterte die junge Dame, die in verschlissener Zivilkleidung vor ihm auf dem Boden lag und sich mühsam wieder aufraffte. Sie war von zierlicher Gestalt mit kastanienbraunem, schulterlangem Haar. Ihre weiße Haut und ihre dünnen Beine ließen sie sehr zerbrechlich wirken. Sie trug einen abgetragenen braunen Rock und eine graue Bluse, die ursprünglich einmal weiß war. Oberhalb ihrer linken Brust war ein ausgeblichener Judenstern aufgenäht. Als Funktionshäftling in der Schreibstube war sie von der gestreiften Lagerkluft befreit.

„Du wirst in den nächsten Wochen eine Aufgabe von höchster Wichtigkeit ausführen. Es darf kein einziger Fehler passieren. Verstehst du, was das heißt?"

Sie nickte und starrte wieder auf den Boden.

„Du wirst fortan bei mir im Büro sitzen, und diese Maschine bedienen." deutete Lautner auf einen zweiten Tisch an der Wand. Dort lagen zwei Notizbücher und eine Enigma Chiffriermaschine.

28. KAPITEL

Der Generalmajor saß in ziviler Kleidung auf einer Bank im Matznerpark in Wien Penzing und wartete. Er sah miserabel aus, seine Haut war grau und sein Gesicht wirkte eingefallen. Von Norden kam ein leicht untersetzter Mittevierziger auf ihn zu und setzte sich neben ihn.

„Hast du komplett den Verstand verloren?" fauchte der Generalmajor knapp über Flüsterlautstärke. Er blickte seinem Gegenüber nicht ins Gesicht sondern starrte weiter auf den kleinen Ententeich vor ihm.

Der andere sagte nichts.

„Ich habe dich gebeten, mir die Probe zu beschaffen, und nicht den Kerl umzubringen. Wie blöd seid ihr eigentlich?"

„Es war eine Verwechslung. Mir wurde gesagt, er wäre längst außer Haus. In Wahrheit saß er auf der Toilette, als ich durchs Fenster einstieg."

Der Generalmajor war fassungslos. „Heißt das, du bist selbst da rein?"

„Du hast mir gesagt es geht um Leben und Tod. Wo soll ich denn bitte so schnell jemanden für so einen Job auftreiben?"

„Verdammt. Hast du es?"

„Nein. Es war nicht in seinem Haus. Aber er hat einen Komplizen, wie es scheint."

„Und wen bitte?"

„Ein Student, von der TU. Er hat sich über seinen Namen in der Bibliothek eingeloggt und dort gesucht. Philipp Genner heißt er, auch aus Perchtoldsdorf. Wahrscheinlich war es auch sein Handy, das die erste Abfrage getätigt hat. Das vom Lichtenberger war es jedenfalls nicht."

„Dann bringe es fertig. Aber enttäusche mich kein zweites Mal!" befahl der Generalmajor, stand schwerfällig auf und ging fort.

29. KAPITEL

Ich lag am Rücken auf der Couch und weinte. Mein Chemielehrer war vorgestern noch so glücklich und voller Tatendrang. Er hat sich sichtlich gefreut, von mir aus seinem trostlosen Sommerurlaub hinaus gerissen worden zu sein, und jetzt war er tot?

Aki merkte, dass etwas nicht stimmte und trippelte neugierig an den Rand der Couch. Verständnislos blickte sie mich für einen kurzen Augenblick an. Dann legte sie ihren Kopf auf meine Brust und seufzte aus ihrer Nase. Ich kraulte ihr kurzes, cognac-braunes Fell, das am Kopf und an den Ohren so weich war wie Plüsch.

„Danke für den Trost", sagte ich schluchzend zu ihr und bekam als Erwiderung einen weiteren Seufzer.

„Wie ist es möglich, dass ausgerechnet er ausgeraubt wird? Wer überfällt einen armen Gymnasiallehrer, wo es in Perchtoldsdorf nur so von Neureichen wimmelt?"

Ich bekam keine Antwort.

„Wie kann es sein, dass er jetzt tot ist?"

Meine Gedanken drehten sich im Kreis. Ich lag so ein paar Stunden, bis mir Aki zur Tür lief und mir zu verstehen gab, dass sie jetzt raus muss.

Bei dem kurzen Spaziergang durch die Weinberge begegneten wir niemandem. Alle waren auf Urlaub. Nur ich nicht. Ich war jetzt noch einsamer.

Wieder zuhause angekommen beschloss ich, mich abzulenken. Nein, ich trank keine Flasche Whiskey auf ex. Obwohl ich kurz darüber nachgedacht habe. Ich ging zu meinem Schreibtisch und sah mir den schwarzen Orden an, den ich in der Höhle gefunden hatte. Es war so einer, wie ich ihn aus Filmen schon oft gesehen hatte: ein schwarzes Kreuz, dessen Enden nach außen breiter wurden. Es hing an einem abgenutzten, schwarz-weiß-roten Band. Auf einer Seite hatte der Orden ein Hakenkreuz und die Zahl '1939' stehen, auf der anderen stand '1813'.

Wollen wir doch mal sehen, was Wikipedia dazu sagt.

Nach kurzer Recherche wusste ich mehr: Vor mir lag ein Ritterkreuz. Es wurde für besondere Tapferkeit vor dem Feind an über 7500 deutsche Soldaten im 2. Weltkrieg verliehen.

Bei Social Engineering spioniert man zuerst das persönliche Umfeld des Ziels aus.

Mein Ziel war es, den Enigma-Code zu entschlüsseln. Konnte mir dabei die Identität des unbekannten Soldaten weiterhelfen? Ich suchte den Orden nach weiteren Hinweisen ab.

Die beiden Zahlen 1939 und 1813 halfen nicht weiter, die waren auf jedem Ritterkreuz.

Am Sprungring, mit dem das Kreuz am Band befestigt war, fand ich die Zahl

800 eingeprägt.

Wieder Fehlanzeige, die stand für das verwendete Silber.

Da, am Ende des Bandes waren zwei Buchstaben in schwarzen Faden eingestickt: "KL".

Bingo.

Im Internet fand ich eine Datenbank, in der alle Ritterkreuzträger gelistet waren, 'www.das-ritterkreuz.de'. Unter 'K' fand die Datenbank 147 Treffer. Aber nur einer hatte die Initialen 'KL': Konrad Lautner. Geboren 1920 in Linz. Im Jahr 1945 vermisst.

Nach dem Besuch einer Kirchenbuch-Datenbank und einem Blick ins Telefonbuch war meine Rasterfahndung erfolgreich beendet. Konrad Lautner hatte eine jüngere Schwester namens Sophie. Mittlerweile hieß sie mit dem Familiennamen Hödl und wohnte: In Wien-Mauer.

30. KAPITEL

Anna überraschte Lautner. Er erklärte ihr die Funktion der Enigma in einem dreiviertelstündigen Vortrag. Zwischendurch stellte er ihr Verständnisfragen und ließ sie das gesagte wiederholen. Danach gab es eine praktische Einschulung, bei dem ihm Anna die Einstellung der Walzen und den Wechsel der Steckverbindung nachmachen musste. Sie verstand alles beim ersten Mal. Sie lernte sehr schnell. Die praktische Handhabung der komplizierten Maschine beherrschte sie sofort. Lautner war verblüfft, aber natürlich ließ er sich nichts anmerken.

„Nach jeder Seite müssen wir den Schlüssel wechseln. Das bedeutet du musst für jede neue Seite eine andere Einstellung der Walzen wählen. Diese schreibst du alle auf dieses Blatt Papier" befahl er, und zeigte auf ein loses Blatt neben den beiden Notizbüchern.

Sie sah ihn lange an, ohne ein Wort zu sagen. Ihre Augen blinzelten nervös, als ob sie das eben gesagte langsam prozessieren musste.

„Es wäre einfacher, wenn man den Schlüssel für die nächste Seite als letztes Wort der vorigen Seite mitverschlüsselt. Dann benötigt man für das ganze Buch nur einen Schlüssel." stammelte sie unsicher.

Lautner war geschockt. Schon in der Hitlerjugend hatte man ihm von der Überlegenheit der deutschen Rasse erzählt. Und von den Juden, mit denen er bis dahin noch nie etwas zu tun hatte. In der Junkerschule in Bad Tölz referierten Wissenschaftler über Rassenkunde, und der Glaube an die eigene Überlegenheit ging ihm in Fleisch und Blut über. So wie das Gravitationsgesetz in der Ballistik. Jetzt hatte dieser 'Untermensch', der vor ihm saß, eine brillante Idee. Eine Idee, die ihm und Dr. Merten nicht gekommen war. Eine Person, die noch nie etwas vorher von einer Enigma Maschine gehört hatte. Eine Jüdin.

Er war im Zwiespalt. Sollte er den Vorschlag annehmen, und sich damit eine

Blöße geben? Was würde Dr. Merten, sein Vorgesetzter, dazu sagen?

Ein einzelner Schlüssel für das ganze Buch - elegant und leicht zu verstecken.

„Mach es so. Aber wehe du machst einen einzigen Fehler dabei!" herrschte er sie an.

In ihrem Gesicht zeichnete sich ein dünnes Lächeln ab. Lautner verließ ihren Arbeitsplatz, setzte sich hinter seinen Schreibtisch und tat so, als ob er einen Bericht lesen würde. In Wahrheit versuchte er zu verarbeiten, was eben geschehen war.

31. KAPITEL

Mein Finger verweilte einen Moment über dem roten Klingelknopf ohne ihn zu drücken. Ich war und bin auch heute kein guter Lügner. Es ist mir zuwider. Natürlich gibt es Situationen, in denen es die Höflichkeit gebietet nicht ganz die Wahrheit zu sagen. Omis Ribisel-Streuselkuchen zum Beispiel, da sage ich immer er ist super, egal wie viele Nussschalen drin sind. Naja, sie sieht ja auch wirklich schon sehr schlecht.

Ich hielt kurz inne und beschloss, dass meine zurechtgelegte Geschichte auch eher in die Kategorie 'Notlüge' fiel und drückte den Knopf.

Im Inneren ertönte eine helle mechanische Klingel, die klang wie eine Schulglocke. Ich beobachtete das Haus und die Fenster. Es war ein hübsches, altes Gebäude aus der Jahrhundertwende in einer ruhigen Seitengasse am Maurer Berg. Es war einstöckig und hatte einen ausgeblichenen, gelben Anstrich, wie man ihn vom Schloss Schönbrunn kennt. Hinter den großen, grünen Fensterläden hingen helle Vorhänge, die sich nicht bewegten. Vom Gartentor mit der Klingel führte ein mit Steinplatten ausgelegter Weg durch einen schmalen Vorgarten zur Eingangstüre. Ich wollte gerade ein zweites Mal klingeln, da öffnete sich die Türe und mir blickte eine ältere Dame mit weißen Haaren entgegen.

„Frau Hödl? Mein Name ist Philipp Genner. Ich denke ich habe etwas, was ihrem Bruder gehört hat."

Sie starrte mich verdutzt an, und ich überlegte ob sie mich richtig verstanden hat.

„Was haben sie von meinem Bruder?" schaute sie mich misstrauisch an.

„Sein Ritterkreuz" sagte ich und hielt es über die Gartentüre. Frau Hödl blickte mich einen Augenblick länger an und setzte sich dann langsam in Bewegung um zu mir zu kommen. Sie war eine elegante Dame um die 80 und trug eine dunklen Rock und eine rosa Bluse mit Perlenkette. Während sie mich bat ins Haus zu kommen, fiel mir eine blumige Duftnote auf, der mich sofort an meine eigene Omi erinnerte. Ob er von einem Parfum, von Seife oder Weichspüler stammt habe ich bis heute nicht herausgefunden. Vielleicht deshalb war mir Frau Hödl auf Anhieb sympathisch.

Wir betraten das Haus durch einen kühlen Flur. Das Innere des Hauses war genau so, wie ich es von außen erwartet hatte. Der Gang war mit kleinen, quadratischen Steinfliesen ausgelegt, die ein grau-weißes Muster ergaben. Die Wände waren mit grober weißer Kalkfarbe gestrichen und mit zahlreichen Jagdtrophäen dekoriert. Wir nahmen an einem ovalen Esstisch im Wohnzimmer Platz. Ich schlug das Angebot von Kaffee aus und reichte Frau Hödl den Orden.

„Wieso glauben Sie, dass der von meinem Bruder sein soll?" fragte sie, während sie sich mit ihren zittrigen Händen den Ordern ansah. Sie hielt ihn ganz knapp vor die Augen.

„Sehen Sie sich das Ordensband einmal genauer an. Es sind die Initialen 'KL' eingestickt."

Frau Hödl holte eine Lupe von einem Beistelltisch und betrachtete das Ordensband eingehend. Die Stille des Wohnzimmers wurde nur durch eine laut tickende Wanduhr und das langsame Atmen von meiner Gastgeberin unterbrochen. Plötzlich sah sie mich überrascht an:

„Natürlich, jetzt erinnere ich mich. Er hat mich gebeten, die Initialen dahin zu sticken. Er war immer ein wenig eigen mit seinen Sachen." lachte sie mich an. „Wie sind sie dazu gekommen?"

„Ich hab es auf einem Flohmarkt gekauft" schoss ich wie aus der Pistole. Im gleichen Moment bereute ich, so schnell geantwortet zu haben. Doch Frau Hödl wendete das Ritterkreuz in ihren Händen und schwelgte in Erinnerungen, ohne meine Antwort in Frage zu stellen.

„Er war da sehr stolz drauf, müssen sie wissen", sagte sie mit einem verklärten Lächeln im Gesicht.

„Wissen sie, wofür er es bekommen hat?"

„Er war an der Ostfront, mit der Waffen-SS. Sie müssen wissen, unser Vater, war ein überzeugter Nazi. Meine Mutter und ich haben das ja nie ganz verstanden. Er ist damals aus Österreich im Bürgerkrieg nach München geflohen, weil ursprünglich war er ja Sozialist, müssen sie wissen."

„Meinen Sie ihren Vater oder ihren Bruder?"

„Meinen Vater. Aber er hat ganz auf Konrad abgefärbt, zuerst Hitlerjugend, dann zur Partei und dann zur Offiziersausbildung bei der Waffen-SS. Und kaum war er fertig, ging auch schon der Krieg los. Er hat überall gekämpft. Und am Schluss haben sie ihn dann nach Russland geschickt."

„An die Ostfront? Hat er dort das Ritterkreuz bekommen?"

„Ja."

„Wissen sie was passiert ist?"

„Er und zwei andere von seiner Einheit haben ein ganzes russisches Bataillon aufgerieben. Sie haben von irgendeinem Hügel herunter geschossen glaube ich. Von den dreien hat Konrad als einziger überlebt. Aber er wurde dabei schlimm verwundet. Eine Granate ist in einem Baum neben ihm eingeschlagen, und die Holzsplitter haben sein ganzes Gesicht zerschnitten. Es muss furchtbar gewesen sein - er sah schrecklich aus, als er zurückkam."

„Sie meinen, als er nach dem Krieg zurückkam?"

„Nein, nach seiner Verwundung, als er aus dem Lazarett kam. Für die Ordensverleihung nach München, das war ein Riesen Zirkus damals." Sie machte eine kurze Pause. „Mein Bruder ist nie aus dem Krieg zurückgekommen." sagte sie

schwermütig.

„Wissen sie, was mit ihm passiert ist?"

„Nein, er ist vermisst. Man hat ihn nie gefunden, das beschäftigt mich heute noch. Und dabei hat er mir kurz vor seinem Verschwinden noch so einen seltsamen Brief geschrieben."

Sie stand auf und ging zu einem langen Wandschrank, der auch aus dunklem Holz war. Von einer der unteren Laden holte sie einen Schuhkarton mit alten Briefen und Fotos heraus. Nach kurzer Suche kam sie mit einem vergilbten Umschlag zurück.

14. März 1945

Liebe Schwester,

ich hoffe Euch geht es gut in München und der alliierte Bombenterror setzt Euch nicht zu hart zu. Ich danke Dir für Deine netten Zeilen, die Du mir geschickt hast. Leider kann ich Dir schon wieder nicht sagen wo ich mich befinde und was wir tun, doch ich kann Dir versichern dass es mir gut geht.

Neulich habe ich Onkel Herbert getroffen, das war eine Freude! Er ist unterwegs nach München und bat mich, Dir folgendes auszurichten:

Er kommt mit dem Zug 54 am 2. April um ein Uhr fünfundzwanzig an. Tante Grete kommt vielleicht auch mit, so ihr dummer Hund Prinz Udo nicht wieder eine Ziege reißt oder jemanden beißt.

Ich freue mich schon sehr, Euch alle wohlbehalten wiederzusehen. Bis dahin wird es aber dauern und ich bitte Dich, liebe Schwester, die Hoffnung nicht aufzugeben.

Alles Liebe,
Dein Konrad

„Und was ist daran seltsam?", fragte ich verwundert.

„Wir hatten nie einen Onkel Herbert oder eine Tante Grete." sagte Frau Hödl. In diesem Moment läutete es an der Türe.

„Das muss meine Enkelin sein, sie kommt einmal in der Woche vorbei und hilft mir mit dem Haushalt." sagte Frau Hödl und stand auf.

Ich bat sie, noch ein Foto von dem Brief machen zu dürfen. Außerdem schenkte ich ihr das Ritterkreuz, ich hatte ja dafür keine Verwendung. Frau Hödl hielt am Weg aus dem Wohnzimmer einen Moment inne und war gerührt.

„Das ist nett, so spät noch ein Andenken an meinen Bruder zu bekommen. Kommen sie, dafür stelle ich ihnen jetzt meine Julia vor."

Sie öffnete die Türe und ich sah Julia zum ersten Mal. Ich war wie vom Donner gerührt - sie war bezaubernd, in allen Facetten. Sie hatte braune, mandelförmige Augen und langes schwarzes Haar. Ihre Haut war leicht gebräunt und sie begrüßte ihre Großmutter mit einem strahlenden Lächeln welches mich sofort in ihren Bann zog. Frau Hödl stellte uns vor und verriet mir stolz, dass sie Veterinärmedizin studierte. Ich errötete und stammelte irgendeinen Schwachsinn.

Danach ergriff ich die Flucht.

Verdammt, ich blöder Idiot.

32. KAPITEL

Die Verschlüsselung des Notizbuchs mit der Enigma Maschine war Knochenarbeit. Anna schaffte es, pro Tag vier Seiten zu verschlüsseln und danach jede Seite zweimal Buchstaben für Buchstaben zu kontrollieren, so wie es Lautner ihr befohlen hatte. Er selbst prüfte den Schlüssel jeder Seite nach und entschlüsselte den Text von Anna stichprobenartig, um ihn mit dem Original zu vergleichen. Sie hatte bisher nie einen einzigen Fehler gemacht.

Lautner war von der Arbeitsweise von Anna beeindruckt, aber er wollte es sich nicht anmerken lassen. Jede Stunde gestattete er es ihr, fünf Minuten Pause zu machen. Die Arbeit war zu wichtig um Fehler durch Unkonzentriertheit zu machen. In diesen Pausen stand Anna von ihrem Schreibtisch auf und starrte die Wand an. Nach Ende der fünf Minuten setzte sie sich wieder hin, und führte ihre Arbeit wortlos fort.

Nachdem Lautner dieses Ritual zwei Wochen von seinem Schreibtisch beobachtet hatte fragte er:

„Was siehst du, wenn du diese Wand anstarrst?"

Sie zögerte einen Moment und war sichtlich überrascht von der Frage. Mit ihren scheuen braunen Augen blickte sie ihn zaghaft an und antwortete:

„Einen glasklaren Bergsee, mit saftigen Wiesen und grünen Wäldern herum. Die warme Sommersonne, die sich im flachen Wasser spiegelt. Und lachende Kinder, die vergnügt im Wasser planschen."

Lautner blickte auf die graue, kalte Felswand vor Annas Schreibtisch. Er hielt einen Augenblick inne und stellte sich die Szene vor. Ein unbeschwerter Sommer, so wie er ihn als Kind oft bei seinen Großeltern im Salzkammergut verbracht hatte. Er konnte das Zwitschern der Vögel, das Rauschen des Windes im Wald und das Geplätscher der Kinder im See förmlich hören. Es waren angenehme Gedanken.

„Da wäre ich jetzt auch lieber." gab Lautner unumwunden zu. Er wunderte sich selbst über seine Ehrlichkeit. Nach den zwei Wochen intensiver Zusammenarbeit, fühlte er eine Art von Verbindung zu Anna, obwohl sie bis dahin kaum miteinander gesprochen hatten. So, als ob sie beide in dem Gipsbergwerk unter Tage gefangen waren. Je genauer Lautner darüber nachdachte, desto mehr wusste er, dass es wahr war. Er war selbst ein Gefangener in einem mittlerweile sinnlosen Krieg, aus dem es kein Entrinnen mehr für ihn gab.

33. KAPITEL

Wieder zuhause saß ich an meinem Schreibtisch und dachte über die Begegnung mit Julia nach. Obwohl mich Frau Hödl als einen Engel vorgestellt hatte, nachdem sie sich so über das Andenken an ihren Bruder gefreut hat, hatte ich es total vermasselt. Ich ärgerte mich über meine Schüchternheit und fragte mich, wie ich so je eine Freundin finden sollte.

Nach einiger Zeit schweiften meine Gedanken zu dem Gespräch mit Frau Hödl ab. Bevor sie mir Julia vorgestellt hat.

Was hat es mit dem nicht vorhandenen Onkel Herbert und Tante Grete auf sich?

Ich betrachtete das Foto von dem Brief auf meinem Handy.

Er kommt mit dem Zug 54 am 2. April um ein Uhr fünfundzwanzig an. Tante Grete kommt vielleicht auch mit, so ihr dummer Hund Prinz Udo nicht wieder eine Ziege reißt oder jemanden beißt.

Der Text klang irgendwie holprig. Mein Blick wanderte zu dem verschlüsselten Notizbuch aus der Höhle. Plötzlich schlug mein Herz schneller.

Kann dieser seltsame Satz der Schlüssel zu dem geheimen Text sein?

Ich lief zu meinem Notebook und suchte im Internet nach „Enigma Emulator". 247.000 Treffer! Der erste führte mich prompt zu einer Seite, auf der man Nachrichten ver- und entschlüsseln konnte, genauso, als ob man eine richtige Enigma Maschine vor sich hätte. Der komplizierte Mechanismus aus Walzen, Tasten und Lampen wurde im Internet des 21. Jahrhunderts mit ein paar hundert Zeilen JavaScript nachgebaut.

In das Nachrichtenfeld gab ich die erste Zeile des Notizbuches ein:

```
SILG AZTP MXPT VNBK VNWI AJBE LLFF CXAG
```

Bevor man die Online-Enigma zum Entschlüsseln bringen konnte, musste man den Code-Schlüssel eingeben. Dieser bestand aus der Walzenlage, beschrieben durch drei Zahlen, der Ringstellung ebenfalls durch 3 Zahlen beschrieben, und der Steckerbrettstellung aus insgesamt zehn Buchstabenpaaren.

Drei Zahlen, drei Zahlen, 20 Buchstaben.

Die ersten Zahlen mussten zwischen eins und acht liegen, da es nicht mehr Walzen für die Enigma gab. Ich versuchte daher als Walzenlage 5, 4 und 2 einzustellen, weil das die ersten Zahlen im Brief waren, die diese Anforderung erfüllten.

Als nächstes folgte die Ringstellung, gesucht waren wieder drei Zahlen, wobei jede für einen Buchstaben im Alphabet stand. Es kamen daher Zahlen zwischen eins und sechsundzwanzig in Frage. Das Problem war, es gab nur noch zwei Zah-

len im Brief, eins und fünfundzwanzig.

Bin ich auf dem Holzweg?

Ich beschloss das Problem vorerst bei Seite zu lassen. Was außer der letzten Zahl noch fehlte war die Steckerbrettstellung aus zehn Buchstabenpaaren.

Tante Grete kommt vielleicht auch mit, so ihr dummer Hund Prinz Udo nicht wieder eine Ziege reißt oder jemanden beißt.

20 Wörter mit 20 Anfangsbuchstaben. Alle Anfangsbuchstaben sind unterschiedlich, so wie es erforderlich ist, wenn man je zwei Buchstaben über das Steckerbrett miteinander vertauschen möchte. Das konnte kein Zufall sein!

Nach kurzer Überlegung entschloss ich mich, den Monat April als fehlende Zahl vier zu versuchen vervollständigte meine Eingaben auf der Internetseite:

```
Walzenlage: V - IV - II
Ringstellung: 4 - 1 - 25
Steckerbrett: TG KV AM SI DH PU NW EZ RO JB
```

Gespannt bestätigte ich meine Eingabe auf der Internetseite. In der gleichen Sekunde, ich der ich auf den Knopf drückte, erscheinten im Ausgabefeld die folgenden Buchstaben:

```
ARBE ITSG EMEI NSCH AFTB LITZ ABLE ITER
```

Ungläubig las die Zeile laut vor:

„Arbeitsgemeinschaft Blitzableiter."

Ich habe den Schlüssel gefunden!

34. KAPITEL

„Der Russe wird bald hier sein" sagte Lautner zu Anna in der nächsten Pause.

„Woher wissen sie das?"

„Der Winter kommt bald wieder. Ich habe drei Winter in Russland erlebt, einundvierzig, zweiundvierzig und dreiundvierzig. Der erste hat uns gestoppt, der zweite zur Umkehr gezwungen. Der dritte hat uns wieder hinter den Dnjepr geworfen. Nach diesem Winter ist der Russe bei uns. Daran führt kein Weg vorbei."

„Und was passiert dann?"

Lautner zuckte mit den Schultern. „Nichts Gutes."

„Wie sind die Russen?"

„Laut unserem Führer sind sie die Ausgeburt des bolschewistischen Judentums, bösartige Untermenschen." sagte Lautner mit ironischem Unterton.

„Und was denken sie?" fragte Anna zögerlich. Es war das erste Mal, dass sie ihn etwas Persönliches gefragt hatte.

„Schau her, im September neununddreißig sind wir in Polen einmarschiert, nachdem die uns angegriffen haben. Da hat es vorher schon geheißen, die Polen sind alle schlecht und misshandeln die armen Deutschen auf polnischem Gebiet. Und wie wir da hinkamen, und bei denen in einem Dorf gewohnt haben, da waren die Polen ja auch noch dort. Und die waren nett, jedenfalls waren dort keine schlechten Menschen, die mir begegnet wären. In nur einem Monat haben wir die polnische Armee besiegt. Da haben sich meine Kameraden und ich natürlich schon gefragt, warum die uns überhaupt angegriffen haben."

Lautner machte eine nachdenkliche Pause.

„Aber hinterher war es natürlich egal, da gab es Belobigungen und Auszeichnungen. Da hat dann keiner mehr darüber geredet. Dann ging es nach Frankreich und danach nach Russland. Da hat es geheißen, der Russe war ganz kurz davor uns anzugreifen. Bis nach Moskau im Norden und zur Krim im Süden haben wir sie in fünf Monaten zurückgeworfen. Von Angreifern war da wieder nichts, die haben sich massenweise ergeben. Und die einzelnen Soldaten, und auch die Dorfbewohner, die waren dann schon wieder nicht durch und durch bösartig, so wie es geheißen hat. Das war alles Mist, was sie uns erzählt haben."

Lautner merkte, wie Anna ihn verwundert, ja beinahe anerkennend ansah.

„Warum droht uns dann nichts Gutes?" fragte sie sanft.

„Weil wir die Russen wie Vieh abgeschlachtet haben. Sie werden kommen und sich bei uns rächen."

Anna sah ihn lange an. Sie musterte seine Uniform, seine Auszeichnungen, die silbern bestickten Kragenspiegel und die tiefen Narben im Gesicht. Lautner war sich nicht sicher, ob er Sorge oder Verachtung in ihrer Miene erkennen konnte. Vielleicht beides.

35. KAPITEL

Die Buchstaben des Notizbuches abzutippen war ungefähr so mühsam, wie den Registrierungsschlüssel eines Softwareprogrammes während der Installation einzugeben. Nur dass dieser Text geschätzte 200 Seiten lang war. Ich tippte den Rest der ersten Seite aus dem Notizbuch ab und betätigte erneut den Knopf zum Entschlüsseln bei dem Enigma-Emulator im Internet.

Posen am 19. Juni 1942

Stamm CB0029-A1, Berlin 1923

Stäbchen ist i.E. 2 mal so lang als dick, gruppieren sich in Streptoform zu 2, 4 u. 8 Gliedern. Hellgraue, schnell verflüssigende Kolonien; die Kolonien auf Agar haben die Form eines Sternes, dessen Centrum eine halbkugelige, gelbliche Erhebung zeigt, und dessen Zacken aus einer gallertartigen, hellblauen Masse bestehen. Etwas später bildet sich um die Zacken eine grosskümige, gelbgefärbte, allmählich konfluierende Masse, sodass dann die Kolonie rund wird.
Auf Agarstrich entsteht ein üppiges weisses, sich stark faltendes Hütchen, das eine deutlich fadenziehende Konsistenz zeigt; diese alte Kultur riecht nach Leim. Auf Kartoffeln farblose, faltige, fadenziehende Auflagerung. Bouillon trübt sich gleichmässsig und bildet oben eine weisse, sich faltende Haut, ebenso tritt eine intensiv gelbe Verfärbung der obersten Bouillonschichten auf. Er zerstört den in 0,25 Prozent KNO3 haltiger Bouillon enthaltenen Salpeter bei einer Temperatur von 20 bis 35 Grad Celsius in 5 bis 8 Tagen.
Pathogen für weisse Mäuse und Meerschweinchen; Schafe und Rinder sind weniger empfindlich, Hühner und Menschen immun.

Ich starrte den Bildschirm für einen kurzen Augenblick fassungslos an.
Was zur Hölle hatte ich da in der Höhle gefunden?

36. KAPITEL

Lautner saß am Schreibtisch und fing an, ein neues Buch zu lesen. Es war eine Schnulze, die man ihm im Lazarett nach seiner Verwundung geschenkt hatte. 'Vom Winde verweht', einer der meist gelesenen Romane im Deutschen Reich. Er hatte grundsätzlich für Romane nichts übrig, und für Liebesgeschichten noch weniger.

Die Lagerbibliothek für die Wachen umfasste gerade einmal sechs Bücher. Neben dem obligatorischen 'Mein Kampf' gab es noch drei Romane von Karl May, einen von einem deutschen U-Boot Kapitän und einen über die Entdeckung eines chemischen Farbstoffes. Lautner hatte alle gelesen, und jetzt zwang ihn die zermürbende Langeweile in seinem unterirdischen Büro, sich schlussendlich seinem mitgebrachten Liebesroman zu widmen.

„Für meinen geliebten Bruder zur baldigen Genesung. Ich hoffe das Buch gefällt dir auch so gut wie mir." war in geschwungener Schrift in den Einband geschrieben.

Ein guter Witz. Typisch Sophie.

Nach dem er sich durch das erste Kapitel gequält hatte, indem es gegen Ende immerhin um Soldaten ging, blickte er hoffnungsvoll auf und sah Anna beim Tippen auf der Enigma Maschine zu. Sie saß seitlich zu ihm, leicht nach vorne über gebeugt und zeichnete mit der rechten Hand einzelne Buchstaben in das Notizbuch, nachdem sie jeweils mit der linken Hand eine Taste der Enigma betätigte. Ihre dünnen Arme machten dabei flinke, stakkatoartige Bewegungen. Alle paar Minuten legte sie den Stift beiseite und strich eine widerspenstige, braune Haarsträhne hinter ihr rechtes Ohr zurück. Lautner konnte von seinem Schreibtisch aus ihre langen brauen Wimpern sehen. Sie ließ nie den Blick vom Text ab, während sie ihre Haare bändigte. Er stellte sich ihre strahlend grünen Augen vor, wie sie sich konzentriert auf jedem einzelnen Buchstaben festklammerten. Ihre dünnen roten Lippen waren vor Konzentration leicht zusammengepresst und ihre Beine überschlagen. Lautner war bis jetzt nie aufgefallen, wie hübsch Anna eigentlich war. Von ihrer verschlissenen Kleidung und der blassen Gesichtsfarbe abgesehen, hatte sie feine und gleichmäßige Gesichtszüge, eine zarte Nase und wunderbare, glatte Haare. Trotz ihrer zierlichen Statur ließen sich wohlgeformte Brüste unter der grauen Bluse erahnen.

„Ist etwas Herr Hauptsturmführer?" drehte sie ihren Kopf plötzlich nach links und blickte ihm direkt in die Augen.

Lautner fühlte sich ertappt.

„Nichts, weitermachen!" befahl er und senkte den Kopf verlegen in Richtung seines aufgeschlagenen Buches.

Anna folgte seinem Blick und las mit leicht schräg gehaltenem Kopf die Schrift

am Einband.

Ihre Blicke trafen sich erneut. Sie lächelte verschmitzt.

37. KAPITEL

Stäbchen, Kolonien, Streptoform - für mich klang das stark nach Bakterien oder anderen Mikroben, so viel hatte ich aus dem Biologieunterricht behalten.

Was hatte Frau Hödls verschollener Bruder mit Bakterien zu tun?

Wieder musste ich an Julia denken. Ich überlegte, wie ich es am besten anstellen sollte, sie wiederzusehen.

Natürlich könnte ich meine täglichen Aki-Spaziergänge um das Haus von Frau Hödl verlegen. Hier würde ich Julia sicher früher oder später begegnen.

„Wie soll ich sie dann in ein Gespräch verwickeln? Wie verhindere ich, erneut wie ein wortloser Trottel dazustehen?"

Aki gab wieder keine Antwort. Stattdessen stand sie vor mir und wedelte mich aufgeregt an. Ihre weiße Schwanzspitze überschlug sich förmlich.

„Du hast Recht! Den Mutigen gehört die Welt. Gehen wir, solange sie noch dort ist!"

Ich packte Notebook und das verschlüsselte Buch in meinen Rucksack und legte Aki ihr rotes Brustgeschirr an. Seit meinem Besuch bei Frau Hödl waren etwa zweieinhalb Stunden vergangen.

Das Glück war auf meiner Seite. Bei meiner fünften Runde um den Häuserblock sah ich Julia bei der Türe herauskommen. Mit ihrem zauberhaften Lächeln verabschiedete sie sich bei ihrer Großmutter und ging wie vermutet in Richtung Straßenbahn.

Dabei kam sie direkt auf mich zu. Ich merkte, dass sie zuerst auf Aki sah, und mich erst aus fünf Metern Entfernung erkannte. In ihrem Gesicht spiegelte sich ein teils verwunderter, teils erfreuter Gesichtsausdruck. Ich hielt an und fasste Aki ins Brustgeschirr, da ich wusste wie verzückt und überschwänglich sie auf fremde Aufmerksamkeit reagierte.

„Hallo Julia" lächelte ich sie an, um das Eis zu brechen.

„Moiiii ein Boxi - die is aber lieb" war ihre erste Reaktion und beugte sich Aki entgegen.

Dann passierte, was in solchen Situationen immer passierte. Aki explodierte vor Freude. Ihr gesamtes Hinterteil wurde vom unkontrollierten, kreisenden Schwanzwedeln durchgeschüttelt, ihre Vorderpfoten setzten zu kleinen Sprüngen an und ihre lange Zunge versuchte Julia am Kinn mit der Zunge zu erwischen. Ich hatte größte Mühe sie mit der linken Hand in Zaum zu halten, aber Julia schien von ihren Avancen scheinbar nicht gestört zu sein - im Gegenteil. Sie ging in die Hocke, streichelte Aki über den Kopf und wurde dabei mehrfach von Akis Zunge am Hals erwischt. Nach etwa einer Minute hatten sich beide wieder beruhigt und Julia rich-

tete sich auf: „Wohnst du hier in der Nähe?"

„Ja, fünf Minuten von hier. Ich habe gehofft dich hier noch einmal zu treffen."

Julia errötete leicht und blickte verlegen.

„Ich habe deiner Großmutter leider nicht die ganze Wahrheit erzählt. Ich habe den Orden deines Großonkels nicht auf einem Flohmarkt gekauft."

„Sondern? Wo dann?" fragte sie unsicher.

„Hast du neulich von der UFO-Landung in Perchtoldsdorf gehört? Das war ich."

Sie sah mich erschrocken an und überlegte wohl gerade ob da der größte Spinner vor ihr stand.

„Also, nicht dass da tatsächlich ein UFO gelandet wäre." setze ich fort und begann ihr von der Entdeckung der Höhle zu erzählen. Zwischendurch sah sie immer wieder auf Aki fragend herab. Diese blickte begeistert zurück und schien dadurch die Wahrheit meiner Geschichte zu bestätigen.

„Und du glaubst, dass das Ritterkreuz von meinem Großonkel stammt?" fragte sie immer noch zweifelnd.

„Deine Großmutter ist sich ganz sicher. Sie sagt, sie hat seine Initialen selbst eingestickt."

„Ja, sie war heute auch ganz aus dem Häuschen. Ich habe sie schon lange nicht mehr so erlebt. Sie hatte wohl ein sehr inniges Verhältnis zu ihrem einzigen Bruder."

Ich bot Julia an, sie auf dem Weg zur Straßenbahnstation zu begleiten und erzählte er währenddessen den Rest meiner Geschichte. Bei der Straßenbahn angekommen fragte ich: „Lernt ihr eigentlich auch etwas über Bakterien in eurem Studium?"

„Logisch, sie sind ja auch in der Tiermedizin die wichtigsten Krankheitserreger" erwiderte sie.

Wir setzten uns auf eine Bank im Wartehäuschen der Straßenbahnstation und ich zeigte ihr das Notizbuch aus der Höhle und den entschlüsselten Text auf meinem Computer.

Julia war komplett gefesselt: „Also hier geht es definitiv um Bakterien. Wahrscheinlich sind das irgendwelche Labornotizen. Die Frage ist: Was hat das Notizbuch mit der von euch gefunden Probe in der Schatulle zu tun? Vielleicht enthaltet sie eine Art Antibiotikum, welches die Nazis entwickelt haben?"

„Oder eine bakteriellen Kampfstoff" sagte ich trocken und erschauerte innerlich. Von dem, was ich sonst über Nazi-Wissenschaftler gehört hatte, erschien mir das wesentlich wahrscheinlicher. Gleichzeitig bekam ich ein flaues Gefühl in der Magengegend: Die Probe stand mitten in einer Schule.

„Wie lange halten denn Bakterien so?" fragte ich.

„Das kommt auf den Stamm an. Manche Arten halten fast ewig. Sie wandeln sich in Sporen um und können dadurch tausende Jahre überstehen."

Ich schluckte und hoffte, dass das Gefäß noch vollständig intakt war. Die Tatsache, dass noch Schulferien waren, erleichterte mich ein wenig. So schnell würde sich nach Professor Lichtenbergers Tod niemand am Giftkammerl zu schaffen machen.

„Wir müssen den Rest des Buches entschlüsseln, um weiter zu kommen." stellte Julia fest.

Wir überlegten wie lange das dauern würde. Das Abtippen der Buchstaben war Knochenarbeit.

Plötzlich kam mir die Idee: „Der Buchscanner auf der TU Bibliothek - damit hätte man den Inhalt des Notizbuchs in Null-Komma-Nichts in den Computer eingegeben. Es zu entschlüsseln ist dann ein Kinderspiel."

Julia schaute auf ihre Uhr und meinte: „Also ich hätte bis 18:00 Uhr Zeit. Können wir da beide hin?"

„Ja, wir zwei schon, aber Aki leider nicht. Sie darf nicht in die Bibliothek rein."

„Und wie machst du das sonst mit ihr während deines Studiums?"

„Entweder ich nehme sie mit in den Hörsaal - mache Professoren haben da nichts dagegen, oder sie bleibt bei meinen Eltern. Nur die sind gerade auf Urlaub."

Julia lachte: „Haha, bei uns haben auch manche die Hunde in den Vorlesungen mit. Ich dachte das geht nur auf der VetMed."

„Nein, das geht auf der TU auch, das Problem ist nur ihr lautes Schnarchen. Das ist manchmal etwas peinlich."

Julia kraulte Aki verständnisvoll hinter den Ohren, die das sehr genoss. „Wie lange brauchst du zum Buch scannen?"

„Fünfundvierzig Minuten hin, halbe Stunde dort, fünfundvierzig zurück. Zwei Stunden denke ich."

„Hast Du was dagegen, wenn ich in der Zwischenzeit mit Aki spazieren gehe?"

Jackpot, dachte ich. Julia hat sich schon in Aki verliebt. Gute Voraussetzungen.

Wir vereinbarten, uns in 2 Stunden wieder hier zu treffen und tauschten Nummern aus - sicherheitshalber, falls etwas mit Aki nicht stimmt. Zwinker zwinker.

Ich gab ihr die Leine und stieg alleine in die Straßenbahn nach Hietzing, um von dort mit der U4 weiter Richtung Karlsplatz zu fahren.

38. KAPITEL

Als Lautner wie gewohnt um 8:00 Uhr morgens sein Büro betrat fühlte er ein gewisses Unbehagen. Anna saß bereits auf ihrem Platz, wie jeden Morgen. Sie wartete darauf, dass Lautner seinen Schrank aufsperrte und ihr die Enigma Maschine und die beiden Bücher aushändigte. Ein neuer Tag, wie jeder andere. Die Arbeit konnte beginnen.

Lautner schloss die Türe seines Büros hinter sich und sperrte sie ab. Verdutzt blickte ihn Anna an. Das hatte er noch nie getan.

Dieses seltsame Gefühl hatte er schon länger nicht mehr gespürt. Ein ungutes Drücken in der Magengegend. Er war nervös.

Anna konnte es sehen und fragte ihn unsicher: „Alles in Ordnung Herr Hauptsturmführer?"

„Welcher Tag ist heute?"

„Donnerstag."

„Ich weiß, aber welches Datum?" fragte Lautner mit etwas höherer Stimme als gewohnt.

„Heute ist der 18. Januar 1945." sagte sie. Sie fing an unsicher zu lächeln.

Lautner ging auf sie zu. Er blieb eine Armlänge vor ihr stehen und griff in seine rechte Jackentasche.

Dann holte er eine runde, orange-weiße Blechdose hervor. „Alles Gute zum Geburtstag, Anna."

Anna sah ihn ungläubig an und nahm die Dose entgegen. 'Scho-Ka-Kola' stand darauf. Koffeinhaltige Schokolade, auch Sportschokolade genannt. Anna hatte sie zuletzt vor dem Krieg gegessen. Sie mochte sie damals sehr gerne. „Aber woher wissen sie?"

„Steht in deinem Lagerausweis, schon vergessen?"

Anna betastete die Dose mit ihren Händen wie eine Kostbarkeit und blickte sie von allen Seiten an. Ihre Augen waren feucht. Es war das erste Mal seit langem, dass ihr jemand etwas zum Geburtstag schenkte. Überhaupt war es die erste freundliche Geste seit langem.

„Du musst mir versprechen, niemandem davon zu erzählen und sie nur hier zu essen. Verstanden?"

Anna blickte Lautner an. Sie nickte wortlos. Und sie strahlte dabei über das ganze Gesicht.

39. KAPITEL

Die TU Bibliothek befand sich im so genannten Freihaus, im 4. Bezirk von Wien nahe dem Karlsplatz. Ursprünglich stand hier ein riesiger Wohnhauskomplex aus dem 17. Jahrhundert, der mit dem Privileg der Steuerfreiheit verbunden war, daher der Name. Bis 1937 wurde das ganze Areal geschliffen, weil die Wohnungen nicht mehr zeitgemäß waren. 1970 hat man dann ein Gebäude der TU Wien auf dem Platz gebaut, das heute Freihaus heißt. Ein fürchterliches Beispiel von 70er Jahre Architektur, innen wie außen. Die Hörsäle haben alle unterschiedliche Farben, für die ganz intelligenten Studenten. Hörsaal 1 ist komplett rot. Tische, Bänke, Wände, Rednerpult - knallrot. Man ist schon aggressiv bevor der Vortragende noch den Mund aufgemacht hat. Feng Shui - hallo?

Die Bibliothek findet man jedenfalls leicht, denn dort blickt eine 18 Meter hohe Eule neunmalklug von der Fassade des Freihauses herab. Ich ging in den ersten Stock und fand die gewaltige Apparatur des Buchscanners. Zuerst brauchte ich fünf Minuten, um herauszufinden wie man das gewünschte Dateiformat einstellen kann. Ich entschied mich für reinen Text, da der die kleinste Dateigröße hat und Formatierungen bei meinem Unterfangen sowieso keine Rolle spielten.

Der Scanvorgang selbst ging dann rasend schnell. Das Gerät blätterte das komplette Buch in weniger als 10 Minuten von vorne bis hinten durch, fotografierte dabei jede Seite und wandelte sie in digitalen Text um. OCR nennt man das, Optical Character Recognition, also Texterkennung. Ich war von dem mechanischen Aufbau fasziniert, mit der der Scanner jede Seite behutsam aber präzise anfasste um sie rasch zu wenden. Nachdem ich wusste, wie viel Arbeit es war, eine Seite abzutippen machte es mir großes Vergnügen dem Vorgang zuzusehen. Ich schickte mir die fertige Textdatei vom Bibliotheksrechner an meine E-Mail Adresse, packte das Notizbuch ein und trat die Rückfahrt an.

Wieder bei der Straßenbahn Endstation Rodaun angekommen, war gerade einmal eine Stunde und vierzig Minuten vergangen. Ich ging also kurz nachhause um mich ein wenig für das Treffen mit Julia frisch zu machen. Vielleicht kurz durch die Haare fahren, etwas Parfum und so, schadet sicher nicht. Vor unserem Wohnhaus stand ein schwammiger Mann mit blondem Mittelscheitel und Schnauzbart. Stechende Augen, ein unsympathischer Kerl. Als er mich sah kam er gleich auf mich zu.

„Philipp Genner?"

„Ja der bin ich"

Er griff in die Tasche und zückte eine runde, goldene Marke auf der in runden Lettern Kriminalpolizei geschrieben stand. Alles klar. So habe ich mir die Typen immer vorgestellt.

„Wir haben da ein paar Fragen im Mordfall Lichtenberger an sie. Sie müssen

mit mir mitkommen." schnauzte er mich unfreundlich an.

„Ich habe jetzt aber keine Zeit," entgegnete ich verwundert, „ich bin verabredet."

„Ich kann sie auch festnehmen, wenn's wollen" raunte er mich an.

Frechheit. Soweit kommt es noch.

„Kann ich ihren Dienstausweis sehen?"

Er griff in seine rechte Gesäßtasche, holte seinen Geldbeutel hervor und gab mir wortlos einen scheckkartengroßen Ausweis. Dabei sah er mich noch unfreundlicher als vorhin an. Auf dem Ausweis war ein Bild, das ihn wie einen Schwerverbrecher abbildete. Daneben war ein Hologramm und ein Aufdruck mit 'Organ der Öffentlichen Sicherheit' und einer Nummer darunter. Auf der Rückseite stand sein Name: Josef Putz.

Ich gab ihm den Ausweis zurück und folgte seiner Aufforderung zur Straße vor unserem Haus. Er wies mich an, in einen schwarzen Opel Astra zu steigen. Eindeutig ein ziviles Polizeifahrzeug, hinter der Vorderscheibe war ein Blaulicht und neben dem Autoradio hing ein Funkgerät.

Statt nach Perchtoldsdorf zu fahren, steuerte Josef Putz den Astra direkt Richtung Autobahn.

„Fahren wir nicht zur Polizei nach Perchtoldsdorf?„ fragte ich.

„Mordfälle in Mödling werden von Rayon Wien betreut. Wir fahren in die Rossauer Kaserne."

Sehr seltsam, normalerweise haben die eine strikte Trennung zwischen Niederösterreich und Wien.

Meine Verwunderung stieg weiter, als er statt Zentrum - Erdberg schon in Sankt Marx die A23 verließ. Nach ein paar Kreuzungen bog Putz in ein verlassenes Grundstück unter der Autobahn ein.

„Hey, was soll das, das ist doch nicht - "

In diesem Moment traf mich aus dem Nichts ein gewaltiger Faustschlag in die Magengrube.

Mir blieb die Luft weg und ich hatte das Gefühl, dass sich all meine Organe vor Schmerz zusammenzogen.

Wie gelähmt kippte ich nach vorne in den Gurt, als plötzlich eine Hand von der Fahrerseite mir ein feuchtes Tuch auf den Mund presste. Reflexartig schnappte ich nach Luft und spürte ein scharfes Brennen in meiner Lunge.

Langsam verdunkelten sich die Scheiben des Opel Astras. Ich fiel in meinem Sitz nach unten ins Unendliche. Alles drehte sich.

Danach herrschte Stille.

40. KAPITEL

Lautner freute sich nicht über den Besuch von Dr. Merten in der U-Fabrik. Er konnte ihn noch nie leiden.

„Wie weit sind sie?" fragte Dr. Merten.

„Knapp die Hälfte der Laboraufzeichnungen sind mittlerweile verschlüsselt. Ungefähr vier Wochen noch, dann sind wir fertig." antwortete Lautner gleichgültig.

„Vier Wochen? Das ist viel zu lange! Der Russe steht schon in Ostpreußen, Himmler hat es eilig! Ich dachte sie wären schon fertig!"

„Wenn der Russe in Ostpreußen steht, sollte ich lieber an die Front anstatt hier im Stollen zu sitzen und das Kindermädchen zu spielen."

Dr. Merten schaute Lautner lange an. Dann sagte er in ruhigerem Ton: „Haben sie vergessen, dass ihre Befehle vom Reichsführer persönlich kommen? Sie sind verantwortlich, dass er alleine die Ergebnisse aus Posen bekommt. Selbst wenn um sie herum die Welt untergeht, und sie sich den Weg nach Berlin frei schießen müssen. Er braucht einen Mann, auf den er sich absolut verlassen kann. Sie sind doch nach wie vor dieser Mann, oder nicht?"

Nach einer Weile sagte Lautner: „Ja. Aber die Arbeit hier ist nicht schneller zu machen. Wir haben nur eine Enigma Maschine, und kontrollieren alles doppelt. Es dürfen keine Fehler passieren, das haben sie selbst gesagt."

„Wenn das so ist, besorge ich ihnen eben noch ein paar Maschinen. Arbeitskräfte haben sie ja genug hier."

„Das würde nichts nützen. Wie sie wissen haben wir für das gesamte Buch nur einen Schlüssel. Die Verschlüsselung jeder Seite ist von den vorigen abhängig. Man kann nicht mehrere Seiten gleichzeitig verschlüsseln."

„Verdammt, dann sehen zu, dass ihre Jüdin schneller arbeitet."

Lautner blickte Dr. Merten einen Augenblick lange an. „Was passiert mit ihr, wenn die Arbeit getan ist?"

„Na was glauben sie, Hauptsturmführer? Das gleiche wie mit den Angestellten aus Posen, die auch von der Sache wussten." sagte Dr. Merten lachend.

Lautner dachte an das Massengrab. Ein zwei Meter tiefes Loch, so groß dass ein LKW darin Platz gehabt hätte. Die toten Körper, die darin übereinander lagen wie leblose Schaufensterpuppen. Zuckende Gliedmaßen die entstellt in alle Richtungen wiesen. Weit aufgerissene Augen die ins Leere blickten. Schmerzverzerrte Gesichter. Dieses grauenhafte Bild verfolgte ihn seither weit öfter als all das, was er in Russland gesehen hat.

Ich habe nur meine Pflicht getan.

Gehorsam geleistet.

Befehl ist Befehl.

Nie wieder! entschloss sich Lautner.

41. KAPITEL

Ich wachte auf. Um mich drehte sich noch immer alles. Mein Kopf pochte und mein Mund war trocken. Irgendwie war alles schief. Ich saß nach vorne übergebeugt, mein Gesicht lag auf einem kalten Metalltisch. Der Bauch tat weh. Ich konnte weder Arme noch Beine bewegen. Die Hände waren hinter meinem Rücken am Sessel fixiert. Die Beine waren eingeschlafen.

Ich wusste weder wo ich war, noch was passiert ist. Langsam hob ich den Kopf und blickte mich um. Ich befand mich in einem kühlen Raum. Eine Art Keller, denn das Sonnenlicht fiel durch zwei schlitzartige Fenster in Kopfhöhe hinein. Unter mir befand sich ein grauer, staubiger Steinboden. Die Wände waren weiß gekalkt und teilweise sah das Mauerwerk aus vielen kleinen Ziegelsteinen durch. Alte Mauern, soviel war sicher. An der Decke hang eine einzelne Glühbirne an einem Kabel. Gegenüber den Fenstern befand sich eine grün lackierte Metalltüre, mit leichten Rostspuren. Außer mir, dem Sessel und dem Tisch war nichts in dem Raum.

Langsam dämmerte es mir, und ich konnte mich an die Fahrt im Polizeiauto erinnern.

Das ist kein normales Polizeiverhör.

Ich überlegte, wie lange ich wohl geschlafen hatte. Dem Einfall der Sonnenstrahlen nach, stand die Sonne bereits tief. Ich strich mit der Zunge über den Bereich zwischen Oberlippe und Nase. Keine Bartstummeln, ich war wohl höchstens ein paar Stunden weg. Von draußen kamen dumpfe Schritte und näherten sich der Türe. Zwei Personen, die etwas murmelten. Ich hörte ein Türschloss knacken und der Polizist der mich geschlagen hatte betrat den Raum mit zwei Stühlen unter dem Arm. Dahinter folgte eine große, hagere Gestalt um sie sechzig. Der Mann hatte sehr kurze graue Haare, einen aufrechten Gang und eingefallene, graue Haut im Gesicht. Josef Putz, der Polizist, stellte die beiden Stühle vor den Tisch und ließ sich schwerfällig auf einen fallen. Die hagere Gestalt setzte sich langsam und behäbig auf den anderen. Beide hatten finstere Mienen.

Putz kramte in seiner Hosentasche und knallte einen Schlüsselbund auf den Metalltisch. Ich erschrak durch das helle Klirren. Es war mein eigener Schlüsselbund.

„Wo ist es?" fragte mich Putz.

„Wo ist was bitteschön?" sah ich ihn verdutzt an.

„Das Kublomeum. Wir wissen, dass sie es haben. Wo ist es?" sagte die hagere Gestalt mit stakkatohafter Betonung und einem starren Blick. Bundesheer, da war ich mir sicher. Ich kannte diese Art von Typen aus meinem Grundwehrdienst.

„Ich weiß nicht wovon sie sprechen. Und überhaupt, was soll das hier? Ich

möchte einen Anwalt sprechen."

Die beiden sahen sich kurz an.

Dann stand Josef Putz auf.

Ehe ich mich versah holte er zu einem gewaltigen rechten Haken aus und schlug blitzschnell zu.

Meine untere Lippe explodierte. Blut spritzte quer über den Metalltisch. In meinem Unterkiefer knackte es unter den Ohren. Meine Brille fiel auf den Boden hinter mir. Mein Mund füllte sich mit Blut, das ich röchelnd auf den Boden spuckte. Erst dann kam der Schmerz, ich glaubte mein Kiefer war abgefallen.

Entgeistert sah ich Putz an. Er grinste zufrieden auf mich herab: „Du brauchst hier keinen Anwalt. Du hast hier keine Rechte."

Danach setzte er sich wieder und sah mich fragend an. Jetzt dämmerte es mir.

Das ist bestimmt kein normales Polizeiverhör.

Ich wurde entführt. Die beiden hatten sich nicht die Mühe gemacht ihr Gesicht zu verbergen. Ich kannte den Namen des Polizisten. Beides war sehr schlecht für mich.

Sie haben nicht vor mich laufenzulassen.

In mir regte sich ein Anflug von Panik.

„Wo ist das Kublomeum?" fragte Putz auf einmal betont freundlich.

Ich sah ihn erschrocken an. Die beiden brauchten etwas von mir. Das war das einzige, was sie daran hinderte mich umzubringen.

„Ich habe keine Ahnung" stieß ich blutspuckend hervor. „Wo bin ich hier?"

Die beiden sahen sich kurz an und befanden, dass es keine Rolle spielte ob ich es wusste oder nicht. Ich würde hier ohnedies nicht lebend heraus kommen.

„Sie befinden sich auf militärischem Sperrgebiet", sagte der Hagere. „Machen Sie sich keine Hoffnungen. Hier findet sie niemand."

„Nach Großmittel oder Bruckneudorf sieht es hier aber nicht aus", sagte ich um Zeit zu gewinnen. Beide Truppenübungsplätze kannte ich zur Genüge.

„Dann bleibt wohl nur noch das Tritolwerk, nicht wahr?"

„Trito-was?" fragte ich. Davon hatte ich noch nie gehört.

„Tritol. Ausgangsstoff für Trinitrotoluol. TNT, verstehen sie? Das Werk in dem sie sich befinden war das größte und modernste der Donaumonarchie. Heute kommt hier niemand mehr her. Betreten strengstens verboten."

Klingt überhaupt nicht gut.

„Also noch einmal, wo ist das Kublomeum?" sagte der Hagere wieder in forscherem Ton.

„Ich weiß es nicht!!"

„Junger Freund, wir können auch ganz anders!" schrie er zurück.

Er griff unter sein Sakko, das zwei Nummern zu groß für ihn war und holte eine Pistole hervor. Es war eine Glock 17, beim Bundesheer als P80 bezeichnet, ich hatte damals auch eine. 9 mm, 17 Patronen, automatische Sicherung.

Er repetierte durch, stand auf und drückte mir die Laufmündung an die Schläfe. Seine linke Hand fasste mir an den Hals. Ich schluckte.

Er blufft. Er muss bluffen. Wenn er mich erschießt finden sie es nie.

Putz gab dem hageren Mann einen Wink, woraufhin er die Pistole wieder wegsteckte und Platz nahm.

Putz fischte etwas Längliches aus seiner linken Hosentasche und bewegte sich

auf mich zu. Plötzlich schoss eine lange Klinge hervor. Er hielt mir das Springmesser vor das Gesicht und grinste.

„Wir schneiden dich Stück für Stück auseinander, wenn du nicht redest."

Daraufhin zog er mit der Klinge einen langen Schnitt über meine rechte Wange. Zuerst fühlte ich nur das warme Blut herunterlaufen. Nach einigen Sekunden folgte ein pochender Schmerz.

„Rede endlich, sonst mache ich mit dir dasselbe wie mit dem Lichtenberger."

Der Raubmord!

„Ihr Schweine habt ihn umgebracht?" schrie ich ihn an. Putz graue Augen blickten mich eiskalt an.

In dem Moment wusste ich, dass er es ernst meinte. Die beiden hatten nichts zu verlieren. Um zu überleben musste ich Zeit gewinnen.

„Es ist in meiner Wohnung" sagte ich.

„Blödsinn, da kommen wir gerade her!" fauchte mich die hagere Gestalt an.

„In der Toilette, ober dem Spülkasten. Da lässt sich eine Fließe abnehmen, die wird magnetisch dort gehalten. Dahinter befindet sich der Absperrhahn."

„Und weiter?"

„Dort habe ich das kleine Fläschchen versteckt."

„Weißt du, was wir mit dir machen, wenn du uns anlügst?"

Ich schluckte.

„Wir schneiden dir die Eier ab!" sagte Putz und wandte sich mit dem Alten zur Türe.

„Was ist das überhaupt für ein Zeug, dieses Kublomeum? Ein Kampfstoff?" rief ich ihnen nach.

Die beiden tauschten einen verwunderten Blick aus.

„Eher das Gegenteil" sagte der Alte und verließ mit Putz den Raum.

Das Gegenteil von einem Kampfstoff?

Ein Mittel gegen Bakterien. Eine Art Antibiotikum?

Ist das so viel wert, um dafür jemanden zu töten?

42. KAPITEL

Vor einer Woche hatte Lautner damit begonnen, die Türe seines Büros zu versperren sobald er mit Anna alleine war. Anfangs war es eine bloße Vorsichtsmaßnahme, damit niemand etwas von ihrem heimlichen Schokoladenkonsum mitbekam. Danach wurde es nützlich, als sie ihre gemeinsamen Gespräche in den Pausen vertieften. Sie erzählten sich Geschichten aus ihrer Schulzeit, von Abenteuern und Reisen vor dem Krieg. Harmlose Dinge, um die Zeit zu vertreiben. Oft mussten beide lachen, und das tat gut.

Dann hatte Lautner das Gespräch mit Dr. Merten.

„Stimmt etwas nicht mit dir?" fragte Anna als sie die sorgenvolle Miene von

Lautner erkannte. Sie waren neuerdings per-du. Das war einfacher so.

„Du musst weg von hier." sagte Lautner ernst.

„Was heißt weg von hier? Zurück nach Mauthausen?" fragte Anna erschrocken und wurde blass.

„Nein. Ich meine ganz weg. Am besten raus aus Deutschland."

Anna sah ihn verstört an.

„Hast du schon einmal über eine Flucht nachgedacht?"

Anna blickte auf den Boden. „Natürlich. Wer hat das nicht. Aber hast du schon einmal von einer erfolgreichen Flucht gehört? Die meisten sind doch keine hundert Meter weit weggekommen, ehe sie erschossen wurden."

Lautner trat einen Schritt näher. Er strich mit seiner rechten Hand zärtlich über Annas Wange und hob ihr Kinn an, sodass sie sich wieder in die Augen blickten.

„Du muss hier fort, verstehst du. Es ist nicht mehr viel Zeit. Ich werde dich hier raus schaffen."

„Und was passiert dann? Wo sollen wir dann hin?"

„Ich sage, dass ich dich erschossen habe." Er griff an das Ritterkreuz um seinen Hals und hielt es vor ihre Augen. „Niemand wagt es, an mir zu zweifeln. Ich unterstehe direkt dem Befehl Himmlers. Der Lagerkommandant ist im Rang unter mir."

Er machte eine Pause. Dann sagte er „Danach musst du verschwinden. Die weitere Flucht vorzubereiten braucht Zeit. Wir brauchen ein sicheres Versteck für dich."

„Was wird aus dir?" fragte Anna.

„Ich komme mit. Ich hole dich bei einer günstigen Gelegenheit aus dem Versteck und wir schlagen uns gemeinsam durch. In die Schweiz, oder irgendwo anders in den Westen. Weit weg von den Russen. Hast du eine Idee, wo du dich verstecken könntest?"

Anna dachte eine Weile nach. „Wenn es Sommer wäre, ja. Als Kinder haben wir öfters in den Wald verstecken gespielt. In den Föhrenbergen, die sind gar nicht weit weg von hier. Im Kalksteinboden gibt es unzählige Höhlen, einige so groß, dass man leicht aufrecht stehen kann."

Lautner nickte hoffnungsvoll „Dann machen wir eben eine Höhle winterfest. Wir machen heute früher Schluss, ich werde mich dort umsehen."

43. KAPITEL

Ich muss hier weg.

Was passieren würde, wenn meine Entführer herausfanden, dass ich sie belogen habe, wollte ich mir nicht ausmalen.

Als erstes musste ich meine Handschellen loswerden. Ich kippte mich auf die linke Seite und fiel zusammen mit meinem Holzsessel auf den Boden. Ich zog meine gefesselten Hände über die Lehne und konnte mich damit im Raum frei bewegen.

Leider gab es im Raum nichts, was sich nur entfernt geeignet hätte um Handschellen zu öffnen. Drei Holzstühle und ein Tisch. Sonst nichts. Ich ging zu der grünen Metalltüre und versuchte sie mit meinen Händen am Rücken zu öffnen. Fehlanzeige, sie war versperrt. Ich warf mich mit der Schulter dagegen, aber das beeindruckte die solide Türe wenig.

Als nächstes sah ich zu den Fenstern. Sie waren sehr alt und hatten eine Patina, die sie so undurchsichtig wie Milchglas machte. Den Farben nach war vor dem Haus eine Wiese, aber viel mehr konnte man nicht sehen.

Wie wild lief ich in Kreisen durch den Raum. Ich hatte keine Ahnung, wieviel Zeit schon vergangen war, und wie lange es dauern würde, bis meine Peiniger zurückkamen. Ich war kurz davor in Panik zu geraten.

Ruhig bleiben! Denk nach! Wie macht man Handschellen auf? Wie machen das andere?

Im Fernsehen habe ich einmal eine Doku über diese Entfesselungskünstler angesehen, wie sie in Las Vegas auftreten. Die haben eine Art Haar-Klammer irgendwo versteckt, deren Ende sie s-förmig gebogen haben. Damit bekommen sie Handschellen in null-komma-nichts auf.

Ich suchte jeden Winkel des Raumes nach etwas vergleichbaren wie einer Haarklammer ab. Man hätte vielleicht den Draht von der Glühbirne nehmen können, aber da kam ich so nicht heran. Plötzlich blieb mein Blick am Boden hängen. Meine Brille lag da, glücklicherweise nicht gesprungen. Ich legte mich neben sie auf den Boden und fühlte hinter meinem Rücken ihre metallenen Bügel nach hinten entlang. Mit einem kurzen Ruck zog ich einen der Plastikteile, die über die Ohren gehen, ab. Der Bügel, der in ihm steckte hatte einen dünnen, runden Querschnitt.

Damit könnte es funktionieren.

Ich drückte den Bügel gegen den harten Steinboden und bog ihn langsam um. Ich drehte mich um und betrachtete skeptisch das Ergebnis. Ich bog weiter, bis ich einen s-förmigen Haken an einem Ende des Brillengestells hatte.

Danach versuchte ich mein Glück mit den Handschellen hinter meinem Rücken. Ich versuchte jeden Winkel und jede Drehung - ohne Erfolg. Entmutigt und verzweifelt legte ich mich rücklings auf den Boden und versuchte mich noch ein-

mal an die Doku zu erinnern.

Ich betrachtete meinen s-förmigen Haken.

Vielleicht stimmen die Dimensionen nicht?

Ich zog den Plastikteil von dem anderen Bügel und bog auch diesen s-förmig um, diesmal mit kürzeren Abständen zwischen den Biegungen. Ein kleines S, quasi. Erneut stocherte ich damit aus allen Winkeln in den Schlössern der Handschellen herum. Und siehe da: Nach einigen Versuchen spürte ich eine Zunge im Schloss, die sich wie eine Feder mit etwas Kraft drehen ließ. Ich setzte den Brillenbügel erneut an, die linke Handschelle gab nach und ich war frei.

Zum Glück habe ich heute nicht die Kontaktlinsen genommen.

Als nächstes nahm ich meinen Stuhl und zerbrach damit eine der Fensterscheiben. Leider war das Fenster zu schmal, um durchzuklettern. Außen sah ich Steppe, vereinzelte Sträucher und Föhren in der Ferne. Sonst war da nichts. Über den Bäumen lugte gerade noch der oberste Rand der Sonne hervor.

Von dem Erfolg mit den Handschellen beflügelt, fasste ich einen Plan: Ich kletterte auf den Tisch und schraubte die Glühbirne aus ihrer Fassung.

Danach ging ich in Position und wartete.

44. KAPITEL

Josef Putz rief den Generalmajor am Handy an.

„Diese Ratte hat uns belogen. Das Fach ober dem Spülkasten war leer!"

Sein Gesprächspartner sagte nichts. Er atmete schwer ins Telefon.

„Ich fahr jetzt zurück und beginne mit seiner chirurgischen Behandlung. Mal sehen, wie lange es dauert bis er mit der Wahrheit rausrückt."

Nach einer langen Pause antwortete der Generalmajor ins Telefon flüsternd: „Mach das. Meine Leute haben sich sein Handy angesehen. Es besteht kein Zweifel, dass die Internetsuche nach dem Begriff Kublomeum damit ausgeführt wurde. Er muss wissen wo es ist."

„Das wird die Ratte bereuen, das garantiere ich!" brach es aus Putz heraus. Dann, nach einer kurzen Pause fügte er in ruhigerem Ton hinzu: „Was sagt der Doktor?"

„Er sagt wir haben nicht mehr viel Zeit. Fahr du ins Tritolwerk voraus, ich komme gleich nach."

„Beeile dich wenn du noch etwas von ihm sehen willst" sagte Putz und legte auf.

45. KAPITEL

Es war bereits dunkel, als ich das Brummen des Autos wieder hörte. Kurz darauf ein dumpfes Geräusch. Die Autotür. In mir spannte sich jede Faser meines Körpers an. Ich spürte mein Herz schneller schlagen und das Adrenalin durch meine Adern pumpen. Ich war als unerfahrenes Leichtgewicht kein gefährlicher Gegner für meine beiden Kontrahenten, das wusste ich. Aber ich hatte das Überraschungsmoment für mich und schöpfte Kraft aus meiner Verzweiflung.

Schritte näherten sich der Türe. Ich bereitete mich vor.

Ein Knirschen im Schloss. Langsam öffnete sich die Türe. Bis auf das schwache Leuchten des Mondes blieb es im Raum dunkel, obwohl man sicher versucht hatte, von außen das Licht aufzudrehen. Für einen Augenblick passierte gar nichts.

Sie müssen ihre Augen erst an die Dunkelheit gewöhnen.

Plötzlich sah ich einen dunklen Schatten zur Türe hinein huschen. Er verharrte und blickte ungläubig auf den leeren Tisch und in Richtung des zerbrochenen Fensters.

Ich nahm alle Kraft zusammen.

Mit unbändiger Gewalt ließ ich den hochgehobenen Stuhl auf den Kopf meines Gegners niedergehen. Das Holz krachte. Der Stuhl brach in 2 Teile und ich hatte auf einmal nur eine Lehne mit 2 spitz zulaufenden Bruchstücken in der Hand. Der Mann vor mir ging wie vom Blitz getroffen zu Boden. Ich hörte das dumpfe Aufprallen seines Kopfes gegen den kalten Steinboden.

Danach war alles still.

Bleibt nur noch einer.

Ich fühlte mit der linken Hand über die beiden mit der Lehne verbundenen Holzsplitter in meiner Hand. Sie waren lange und spitz.

Ich wartete. Der Mann am Boden vor mir bewegte sich nicht. Der Statur nach müsste es Putz sein. Was bedeutete, dass der hagere Militär mit der Glock 17 noch im Gang stand. Ich blieb hinter der Türe und hielt ganz still. Meine improvisierte Holz-Waffe war vor meiner Brust, bereit um mich auf ihn zu stürzen sobald er durch die Türe kam.

Er kam nicht. Ich fragte mich, ob jemand überhaupt so still halten konnte, wenn sein Partner gerade zusammengeschlagen wurde. Langsam und geräuschlos ging ich in die Hocke und wagte einen kurzen Blick hinter die offene Türe. Ich sah einen weiteren Raum, und zog den Kopf wieder zurück. Langsam wiederholte ich die Prozedur. Da war nichts. Der Raum war leer. Durch eine offene Türe strömte warme Sommerluft.

Ich beugte mich zu dem Mann am Boden und griff ihm an den Hals. Sein Puls war schwach aber vorhanden. Wenn er tot gewesen wäre, hätte es mich in diesem

Moment auch nicht gestört. Es war Putz. In der rechten Hosentasche hatte er ein Handy, leider war es durch den Sturz kaputt. Ich nahm ihm das Messer, seine Geldtasche und seinen Schlüsselbund ab. Dann ging ich durch den Vorraum ins Freie.

Vor dem Gebäude sah ich die Silhouette des Opel Astras. Ich rannte auf ihn zu und ließ die Luft aus beiden Vorderreifen.

Das war mein erster Fehler.

46. KAPITEL

Lautner betrat die große Halle im zweiten Tiefbau hinter dem Förderturm der U-Fabrik Languste. So tief ging er normalerweise nie in den Stollen, nachdem sein Büro näher dem Eingang lag. Es war warm und stickig hier. Frischluft war Mangelware. Vor ihm standen zwanzig graue Flugzeugrümpfe. Sie waren dicht hintereinander aufgestellt, wie überdimensionale Sardinen. Zwischen ihnen wuselten hunderte ausgemergelte Gestalten wie Ameisen herum. Sie hatten eingefallene Wangenknochen und tiefe Augenhöhlen. Die graue Lagerkleidung schlotterte um ihre abgemagerten Körper. Ein erbärmlicher Anblick. Es waren Zwangsarbeiter, KZ-Häftlinge und Kriegsgefangene. Sie montierten, schraubten, feilten und hämmerten.

Niemand wagte es, Lautner ins Gesicht zu blicken.

Er konnte ihre Angst spüren.

Ein schmaler Gang lief neben den unfertigen Flugzeugen bis ans hintere Ende der langen Halle. Auf ihm patrouillierten vier Wachen in der schwarzen Uniform der SS-Totenkopfverbände.

Lautner näherte sich der ersten Wache. Es war ein Milchgesicht, beinahe noch ein Kind.

„Scharführer, wo befindet sich der Mann, der hier Legionär genannt wird?" fragte ihn Lautner.

„Meinen sie den Kapo des Arbeitskommandos, Herr Hauptsturmführer?

„Genau den. Wo ist er?"

„Der müsste im dritten Tiefbau sein, Herr Hauptsturmführer!"

Lautner machte wortlos kehrt und begab sich zum Abstieg in den dritten Tiefbau, der untersten Ebene des ehemaligen Gipsbergwerks. Da wo früher der unterirdische See lag. Der Abstieg war ein schräg nach unten getriebener Stollen, über dessen Treppen die unten vorgefertigten Flugzeugrümpfe mit langen Seilen nach oben gezogen werden konnten. Unten war es noch wärmer und noch stickiger.

Der Legionär, den Lautner suchte, war ein gelernter Schlosser. Er hatte sechs Jahre bei der französischen Fremdenlegion gekämpft, ehe er sich im spanischen Bürgerkrieg den Truppen gegen General Franco anschloss. Der falschen Seite aus deutscher Sicht, darum war er jetzt hier.

Lautner ließ sich von einem Häftling den Weg zeigen. Er führte ihn in den hintersten Teil des dritten Tiefbaus. An den schroffen Felswänden glitzerten tausende kleine Wassertropfen im Licht der elektrischen Lampen. In der tropisch feuchten Luft lag das laute Dröhnen der Pumpen, die dafür sorgten, dass hier unter dem Wasserspiegel überhaupt gearbeitet werden konnte. Lautner bahnte sich den Weg an eng aneinandergereihten Cockpits vorbei, an denen gerade Instrumente eingebaut wurden. Neben dem letzten der Cockpits stand der fette Unterscharführer der Anna gebracht hatte und lachte hysterisch: „Sehr brav, Franz, sehr brav! Weiter so!"

In dem schmalen Gang bot sich Lautner ein Bild des Grauens. Am Boden lag ein lebloser Mensch in grau gestreifter, zerrissener Kleidung. Sein Kopf war zur Seite gedreht und seine Augen blickten halboffen ins Leere. Aus dem Ohr quoll dunkles Blut und rann über die grauen Wangen auf den Boden. Dahinter stand ein kräftig gebauter, gedrungener Mann um die Fünfzig. Er hatte auch ein Häftlingsgewand an, füllte dieses aber im Gegensatz aller anderen aus. Er war damit beschäftigt, mit einem schweren Schraubenschlüssel auf einen zweiten Häftling einzuschlagen. Dieser kauerte wie ein Häufchen Elend gegen die Felswand und hielt beide Arme schützend über dem Kopf. Er wimmerte. Der Schraubenschlüssel traf unbarmherzig auf die frei liegenden Knochen der Unterarme. Mit jedem Hieb spritzte das Blut in das Gesicht des Legionärs. Es störte ihn nicht. Er werkte wie ein Berserker im Blutrausch.

„Aufhören!" brüllte Lautner, als er die Szene begriffen hatte. Der Unterscharführer mit der schweinchenrosa Hautfarbe verschluckte sich, trat röchelnd einen Schritt zurück und wurde totenstill. Der Berserker hörte ihn nicht und schlug erbarmungslos weiter. Die Kraft des Häftlings am Boden ließ nach. Seine Hände fielen nach unten wie von einer Marionette, der man die Fäden gekappt hat. Der stählerne Schraubenschlüssel bewegte sich in einem kreisförmigen Bogen auf seinen ungeschützten Schädel zu.

Lautner fing den Schlüssel mit der rechten Hand in der Mitte des Bogens ab. Seine gewaltige linke Hand traf mit gespreiztem Daumen und Zeigefinger von hinten gegen den Hals des Legionärs, dass es darin krachte. Der Legionär zog den Kopf ein wie eine Schildkröte und ließ den schweren Schraubenschlüssel fallen wie nach einem Stromschlag. Das Werkzeug schlug auf dem Boden mit einem hellen Klirren auf, das quer durch den Stollen hallte. Lautner griff nach der zitternden rechten Hand des Legionärs und wirbelte diesen ruckartig um 180 Grad herum. Zeitgleich fasste er mit der Linken nach und umklammerte seinen Hals oberhalb des Kehlkopfs. Er zog nach oben. Der Legionär trippelte auf seinen Zehenspitzen und war so immer noch eine Handbreit kleiner als Lautner. Seine Hände versuchten verzweifelt den mächtigen Unterarm von Lautner zu lösen. Es war vergebens. Mit blutverschmierten Augen blickte er wirr nach allen Richtungen. Er wollte etwas sagen. Er röchelte. Lautner griff noch fester zu. Er schleuderte den Legionär gegen die Wand des Stollens, wo dieser mit dem Kopf hart aufprallte und bewusstlos nach unten sank.

Der Unterscharführer schaute Lautner mit offenem Mund an. Dieser drehte sich langsam um und rückte seine Uniformjacke zurecht.

Danach sagte er gefasst: „Sie sorgen dafür, dass sich der Legionär morgen arbeitsfähig bei mir meldet. Und bringen sie die da ins Krankenrevier. Das ist ja Ar-

beitskraftzersetzung, was ihr da macht! Haben sie verstanden?"

Sein Gegenüber brachte keinen Ton hervor und nickte wild.

47. KAPITEL

Vor den Mond schoben sich dichte Wolken. Ich stand im Freien und blickte mich um. Rings um war nur Dunkelheit. Ein tiefes, bedrohliches Schwarz. Keine Anhaltspunkte, keine Orientierung.

Wie lange dauert es bis Putz aufwacht?

Ich ging auf Nummer Sicher und rannte los, hinein in das dunkle Nichts. Alles war besser als hier stehen zu bleiben. Nach wenigen Schritten fing meine offene Wange zu pochen an. Meine Unterlippe war immer noch taub.

Plötzlich, ein metallisches Glitzern, direkt vor mir. Reflexartig stieß ich beide Arme nach vorne und fing mich in einem Maschendrahtzaun. Ich hing darin wie ein Fisch in einem Netz. Der Zaun war etwa zweieinhalb Meter hoch und hatte mehrere Reihen Stacheldraht am oberen Ende. Keine Chance hier hochzuklettern. Irgendwo musste ein Tor sein, groß genug, dass Autos einfahren konnten. Es gab nur zwei Möglichkeiten, dem Zaun zu folgen: Links oder rechts. Ich entschied mich für links und rannte los.

Das war mein zweiter Fehler.

48. KAPITEL

Als Lautner am nächsten Tag den Stollen betrat wartete der fette Unterscharführer mit dem Legionär schon vor seinem Büro. Der Unterscharführer salutierte und machte sich hastig davon. Lautner sah sich den Legionär genau an. Er hatte etwas von einer Bulldogge, klein, stämmig und dichtes schwarzes Haar. Seine Augen waren blutunterlaufen, auf seinem Hals waren dunkle Würgemale. Er sah zu Lautner auf wie ein geschlagener Hund, oder eben, wie eine geschlagene Bulldogge.

„Du bist gelernter Schlosser?" sagte Lautner.

„Jawohl." nickte dieser unsicher.

„Du musst für mich eine unauffällige Eingangsluke für einen schmalen Stollen bauen. Etwa sechzig mal sechzig Zentimeter breit und versperrbar. Mach vorher eine Skizze und zeige sie mir vorher."

„Für einen Stollen hier in der Languste?"

„Wo geht dich nichts an, den Einbau werden andere übernehmen. Das Ganze ist geheime Kommandosache - kein Wort zu niemandem. Verstanden?"

„Jawohl." sagte der Legionär und sah Lautner dabei zu wie er sein Büro aufsperrte, eintrat und die Türe hinter sich zu warf.

49. KAPITEL

Nach 10 Minuten drosselte ich mein Tempo. Der Schweiß rann mir über das Gesicht und brannte in der offenen Wange. Mein Kopf tat mittlerweile so weh, dass ich glaubte er zerspringt. Der neben mir Zaun ging endlos gerade weiter, von einem Tor oder etwas anderem war weit und breit keine Spur.

Soll ich umkehren und es in der anderen Richtung versuchen? Ist er aus der Bewusstlosigkeit schon aufgewacht?

Ich entschied mich das geringere Risiko einzugehen und lief weiter. Irgendwann musste der blöde Zaun ja aufhören.

Nach einiger Zeit kam ich zu einer Ecke, wo der Zaun nach links einen neunzig Grad Winkel machte. Ich lief wieder weiter.

Es kam ein leiser Nachtwind auf und blies mir frische Luft über das Gesicht. Die Kühlung tat gut. Gleichzeitig schob der Wind die Wolken beiseite und für einen kurzen Moment konnte ich die Landschaft vor mir sehen. Links vor mir zeichneten sich gespenstische Ruinen ab. Es waren einzelne, frei stehende Häuser durch deren Dächer man teilweise durchsehen konnte, so verfallen waren sie schon. Überbleibsel der ehemaligen Munitionsfabrik. Rechts, auf der anderen Seite des Zaunes waren alle zwanzig Meter Steher mit rechteckigen Schildern. Obwohl ich nur die Rückseite sah, wusste ich was vorne darauf stand:

MILITÄRISCHES SPERRGEBIET!

Lebensgefahr!

Betreten und Befahren, Fotografieren, Filmen und Zeichnen gesetzlich verboten und strafbar!

Der Text dieser gelben Schilder hat mich in meiner Grundwehrzeit immer amüsiert. Das Bundesheer hat Sorge, dass jemand ihre Panzer aus den 60er Jahren abzeichnet. Karikaturisten machen sich also strafbar. Ich lief weiter, erreichte eine weitere Ecke und bog wieder links ab. In meinem Kopf formte sich langsam ein Bild von dem Truppenübungsplatz. Er hatte einen rechteckigen Grundriss, zwei lange und zwei schmale Seiten. Ich musste bisher etwa die Hälfte des Zaunes abgelaufen sein, ohne einen Ausgang zu finden. Es kam mir wie eine Ewigkeit vor aber ich lief weiter, oder besser gesagt ich joggte, den mir ging schon die Luft aus.

Auf einmal sah ich etwas durch das Buschwerk vor mir leuchten. Zuerst nur ein schwaches Glitzern in der Ferne. Ich bewegte mich auf leisen Sohlen auf das Licht zu. Nach einiger Zeit teilte es sich und ich konnte zwei Scheinwerfer erkennen. Ein Auto, jetzt nur noch zweihundert Meter entfernt. Auf allen Vieren näherte ich mich durch das kniehohe Gras. Der Motor des Autos rannte, aber es bewegte sich nicht. Das Fernlicht erhellte die Steppenlandschaft links von mir, die ich noch vor einer halben Stunde entlang des Zaunes durchquert hatte. Im Schutz der Dunkelheit kroch ich halbkreisförmig weiter. Im roten Rücklicht des Autos erkannte ich die metallischen Stäbe eines großen Tores.

Verdammt, ich bin in die falsche Richtung gelaufen!

Ich war noch etwa 50 Meter von dem Wagen entfernt, da konnte ich eine hagere Silhouette darin erkennen. Es war der Alte. Das Auto war ein dunkler Audi A6 mit Stahlfelgen. Ich kniff die Augen zusammen und las die ersten Buchstaben des Kennzeichens: "BH". Bundesheer. Ich hatte richtig gelegen, der Alte war Offizier. Und nachdem er keinen Passat, sondern einen Audi A6 als Dienstauto fuhr, kein Unbedeutender. Generalstab oder ein anderes hohes Tier.

Sein Anblick hier bedeutete zwei Dinge: Erstens, hinter ihm musste der einzige Zugang zum Truppenübungsplatz liegen. Er bewachte ihn. An ihm unerkannt vorbei zum Tor zu kommen war aussichtslos. Ihn zu überwältigen unmöglich. Die zweite Schlussfolgerung trieb mir einen kalten Schauer über den Rücken. Putz musste wieder wach sein.

Und er war dabei mich zu suchen.

Ich lag im kühlen Gras, starrte auf den Wagen vor mir und grübelte. Die Chance, dass mich Putz hier fand war gering. Zumindest, solange es noch dunkel war glich seine Suche der Nadel im Heuhaufen. Bis zur Morgendämmerung waren es bestimmt noch vier Stunden. In dieser Zeit musste ich einen Weg nach draußen finden.

Um den Zaun zu überwinden gab es mehrere Möglichkeiten. Zuerst fiel mir ein, zu dem Auto von Putz zurück zu schleichen, und damit durchzubrechen. Gute Idee, hätte ich nur nicht die Luft aus den Reifen gelassen! Um über den Zaun zu klettern bräuchte ich eine Leiter. Oder eine Decke, um sie auf den Stacheldraht zu legen. Eine Zange würde es auch tun.

Ich brauche irgendetwas um da rauszukommen.

Ich blickte mich um und kroch langsam zurück, in Richtung der verfallenen Gebäude, an denen ich vorbei gelaufen bin. Als ich zwischen das Auto und mich wieder genügend Abstand gebracht hatte, stand ich auf und horchte.

Der kühle Nachtwind strich durch das dürre Gras und raschelte in den Blättern der Sträucher. Die Grillen waren verstummt. Kein Vogel zwitscherte. Ich griff in meine Tasche, holte das Messer von Putz hervor und öffnete es langsam. Ich hielt es vor mich in die Dunkelheit und schlich weiter auf die Ruinen zu.

Vor mir lag ein eingefallenes Mauerwerk ohne Dach. Dahinter befanden sich in einiger Entfernung die Umrisse weiter Gebäude, die quer über den Truppenübungsplatz verteilt waren. Das wo ich verhört wurde musste sich am anderen Ende des Platzes befinden. Ich dachte über die Anordnung der Gebäude nach, aber konnte kein Muster erkennen, außer dass sie in reichlich Abstand voneinander gebaut waren. Sicher nicht die schlechteste Idee bei einer Pulverfabrik. Ich musste an die Exkalibur City denken, das war so ein Casino-Duty-Free-Einkaufszentrum

im Niemandsland zur tschechischen Grenze. Nachdem man es dort mit den gesetzlichen Bestimmungen nicht ganz so genau genommen hat, haben sich vor Jahreswechsel immer Chinesische Händler eingefunden, die in kleinen Hütten, dicht an dicht, Feuerwerkskörper verkauft haben. Wir sprechen da jetzt nicht von Knallerbsen, Lady Crackern und Baby-Raketen, sondern von schwerer Artillerie, 500 Gramm Pulverladung und mehr. Das Problem waren jetzt die 'Glatis Kost-Ploben', wo sie einzelne Raketen und Böller live demonstriert haben. Um den Mund wässrig zu machen. Irgendwann verirrte sich so eine 'Kost-Plobe' in die Nachbarshütte und von da an ging es rund, also Kettenreaktion und die ganze Exkalibur City flog in die Luft.

Ich näherte mich weiter den verfallenen Mauern, als sich rechts von mir ein niedriger Hügel auftat, der unmotiviert in der Landschaft lag. Neugierig schlich ich näher und fand eine hölzerne, halb vermoderte Klappe am Boden.

Vielleicht finde ich hier etwas Nützliches.

Langsam und vorsichtig zog ich an der Klappe. Mit einem leisen, kaum hörbaren Quietschen gab sie nach und ließ sich öffnen. Dahinter befand sich eine helle Steintreppe, die hinab in die totale Finsternis führte. Von unten strömte mir kühle Luft entgegen. Ich dachte an die Höhle in den Föhrenbergen - wenn ich gewusst hätte, was auf mich zukommt hätte ich sie nie betreten. Plötzlich erschrak ich: Aki ist noch bei Julia! Ich hatte die beiden ganz vergessen.

Suchen sie mich schon? Gibt es irgendeine Möglichkeit, dass sie mich hier finden?

Keine Chance.

Ich stellte mir die beiden bei der Straßenbahnendstation vor. Endloses Warten, kein Philipp. Es machte mich traurig, und doch wurde mir beim Gedanken an Julia warm ums Herz. Ich musste sie unbedingt wiedersehen!

Entgegen meinem ersten Zögern, stieg ich langsam in die Dunkelheit ab. Nach den ersten beiden Stufen, klappte ich das Messer in meiner Hand ein und steckte es zurück in meine Hosentasche. Ich streckte beide Arme leicht abgewinkelt von meinem Oberkörper weg, um meine Umgebung zu erkunden und mich aufzufangen falls ich stolpern solle. Die Stufen unter mir fühlten sich rutschig an. Links und rechts war gemauertes Ziegelwerk. Nach etwa drei Metern erreichte ich einen unterirdischen Gang. Ich ging in die Knie und tastete mich weiter. Um mich war alles schwarz. Der Gang war doppelt so breit wie ich und gerade so hoch, dass man gebückt stehen konnte. Der Boden fühlte sich kalt und staubig an. Entlang der Mauer verlief ein Bündel von rostigen Rohren. Von hier mussten die einzelnen Fabriksgebäude mit Energie, Wasser oder Dampf versorgt werden. Zu meiner Verwunderung lief der Gang von meinem Einstieg aus in Richtung der Ruinen, auf die ich vorhin zu geschlichen bin, und von ihnen weg, scheinbar ins Nichts.

Kann ich hier unterirdisch entkommen?

Ich bog nach links, weg von den Gebäuden. Mit angewinkelten Knien tastete ich mich mit Fußspitzen und Händen langsam durch die Dunkelheit. Der Gang lief Schnur gerade. Außer den Rohren war er leer. Ich hielt kurz inne und horchte. Ein Geräusch. Ich hörte auf zu atmen. Da wieder, ein leises Kratzen, vor mir im Gang.

Ist da jemand in der Dunkelheit? Hatte Putz die gleiche Idee wie ich?

Ich atmete tief durch und horchte erneut. Das Kratzen wurde lauter. Es kam näher! Instinktiv ging ich weiter in die Knie, die Hände immer noch nach vorne gestreckt. Ich befand mich in einer Abwehrhaltung, wie ein Igel, der seinen Rücken

rund machte und seine Stacheln ausstreckte. Das letzte Geräusch war sehr nah. Vielleicht zwei Meter, vielleicht weniger. Jetzt war es wieder still. Ich hielt den Atem erneut an und hörte mein Herz klopfen. Es klang so laut, dass ich Angst hatte, es könnte mich verraten. Plötzlich hörte ich es wieder. Ein Tappen, nahe dem Boden. Ehe ich mich versah, hatte es mich erreicht. Ich stützte mich mit beiden Händen am Boden ab, da spürte ich ein kurzes Streifen an der linken Hand. Etwas Pelziges war da an mir vorbei gelaufen und entfernte sich nun schnell in die andere Richtung des Ganges. Ich schauderte, und rieb mir die Hand an der Hose. Insgeheim war ich aber froh, dass es nur ein Vierbeiner war, der mich hier gefunden hatte.

Nach einer kurzen Verschnaufpause tastete ich mich weiter. Ich hatte keine Ahnung wie weit ich schon von dem Abstieg entfernt war, aber es kam mir wie eine Ewigkeit vor, was wahrscheinlich an meinem geringen Tempo lag. Der Gang selbst blieb gleich, da waren immer noch die Rohrleitungen und sonst nichts.

Einige Minuten später näherte ich mich einem hellen Fleck am Boden. Er war anfangs fast nicht sichtbar. Ich schwenkte den Kopf mehrmals um sicher zu gehen, dass es sich nicht um eine Einbildung handelte. Ich ging weiter und konnte auf einmal ein Muster auf dem Steinboden vor mir sehen. Er war mit einfachen Fließen ausgelegt. Verwundert blickte ich nach oben und sah durch eine Öffnung den Sternenhimmel. Daher kam also das schwache Licht. Die Öffnung lag etwa ein Meter über der Tunneldecke. Es war ein unregelmäßiges Loch in das sich Gras und andere Pflanzen hinab beugten. Verwundert taste ich die Umgebung ab und stoß auf eine Art metallischen Griff über dem Rohrbündel am Boden. Darüber befand sich ein weiterer, und darüber noch einer. Es waren rechteckige Bügel, die man in das Mauerwerk als Leiter geschlagen hatte.

Bin ich schon außerhalb des Sperrgebiets?

Ich begann die Leiter langsam nach oben zu steigen. Stufe um Stufe näherte ich mich den spektakulären Sternenbildern über mir. Ich hatte sie noch nie so hell gesehen. Ich drückte die Grasbüschel am Ende der Leiter beiseite und hob langsam meinen Kopf hervor. Der Mond warf ein schwaches Licht durch die Wolkendecke. Unter ihm konnte ich in der Ferne die Umrisse der Ruinen sehen. Vor mir sah ich nichts. Ich blickte angestrengt links und rechts. Nichts.

Wo ist der Zaun?

Ich starrte eine Zeit lang angestrengt in alle Richtungen, da wurde es auf einmal heller. Der Mond hatte kurz wieder freie Sicht auf die Erde und ich erkannte vor mir ein metallisches Funkeln. Der Zaun lag 20 Meter vor mir.

Verdammter Mist!

50. KAPITEL

Im Februar war es ungewöhnlich warm für die Zeit. Es roch nach Frühling. Hoffnung. Eine Woche noch, dann war die Verschlüsselung abgeschlossen und Lautner würde Anna erschießen.

Zumindest würden die anderen das glauben.

Lautner genoss noch einige Momente die warmen Sonnenstrahlen der orangen Morgensonne und ging dann seinen gewohnten Weg zum Eingang des Bergwerks, vorbei an den Wachen, durch den langen Tunnel mit den Wettertüren zu seinem Büro.

Im Inneren wartete Anna schon auf ihn, so wie jeden Tag. Als Lautner die Türe hinter sich geschlossen hatte umarmte sie ihn.

„Ich habe jemanden gefunden, der uns bei der Flucht helfen kann."

Lautner blickte sie überrascht an. Das Versteck in den Föhrenbergen war fast fertig. Anna wäre dort für die Zeit nach der Verschlüsselung in Sicherheit. Solange, bis er einen Plan für die Flucht hatte.

Das Problem war nur, er hatte keinen.

Nicht einmal ansatzweise. Seine 'Kameraden' von SS und Gestapo hatten dafür gesorgt, dass es keinen Weg aus Deutschland hinaus gab. Die Grenzen waren dicht, alles wurde kontrolliert. Jetzt, wo die Front von Tag zu Tag näher rückte war die Paranoia größer denn je.

„Ich habe mich gestern bei den Funktionshäftlingen umgehört. Es gibt da einen Amerikaner, sagt er wäre ein abgeschossener Pilot. In Wahrheit hat er aber für das OSS gearbeitet."

Lautner hatte vom 'Office of Strategic Services' gehört. Im Grundlehrgang, in einem Kurs zur Spionageabwehr. Die Amerikaner unterstützen damit Partisanen, führen Sabotageakte durch und betreiben Spionage im großen Stil, haben sie gesagt. Lautner wurde unwohl. Das war keine karitative Einrichtung, sondern der Nachrichtendienst des Kriegsministeriums.

„Und wieso sollte der uns helfen?"

„Weil wir ihnen etwas geben können, dass für sie von großem Wert wäre." sagte Anna und blickte auf das Notizbuch vor ihr.

Lautner dachte daran, was Dr. Merten zu ihm gesagt hatte.

Sie sind verantwortlich, dass nur Himmler alleine die Ergebnisse aus Posen bekommt.

Schon oft hatte er sich in den letzten Wochen gefragt, warum die Vertuschung in Posen und die Verschlüsselung des Buches notwendig war. Und warum die Holzschatulle in einem Wandtresor aufbewahrt wurde. Wenn es das war, wovon er ausging, wozu die Geheimhaltung?

Nur Himmler alleine darf die Ergebnisse erhalten.

Dazu konnte es nur einen Grund geben. Himmler wollte die Information als Pfand für etwas verwenden. Vielleicht als letzten Trumpf in seiner Hand. Als Tauschobjekt.

Lautner überlegte. „Das könnte funktionieren. Kann der Typ Kontakt zu seinen Leuten aufbauen?"

„Den hat er schon die ganze Zeit über" sagte Anna.

51. KAPITEL

Der Gang unter mir war noch nicht zu Ende, es bestand also noch Hoffnung, dass er unter dem Zaun durchführte. Ich blickte mich noch einmal um und kletterte zurück in die Dunkelheit. Ich war noch auf der Leiter und verlagerte das Gewicht gerade auf meinen rechten Fuß, als die Sprosse darunter abrupt nachgab. Ich versuchte noch, mich mit der Hand zu fangen, aber es war zu spät.

Schon spürte ich den freien Fall.

Die herabfallende Sprosse schlug unter mir auf den obersten Rohren auf und erzeugte auf ihrem weiteren Weg nach unten einen ohrenbetörenden Lärm. Ich landete mit den Beinen voran auf dem Steinboden. Die Handflächen brannten und die Knie taten weh, aber ich hatte mich zum Glück nicht weiter verletzt. Gebannt starrte ich nach oben.

Haben Sie den Krach gehört?

Ober mir sah ich erneut den prachtvollen Sternenhimmel. Ich horchte und blickte abwechselnd auf die Öffnung nach oben und in die Richtung des Gangs, aus dem ich vorhin gekommen war.

Auf einmal sah ich es.

Zuerst war ich mir nicht sicher, ein kurzes Flackern von oben, wie ein weit entferntes Wetterleuchten. Dann fingen auf einmal die Grashalme über mir zu leuchten an. Nur für eine Zehntelsekunde, dann wieder Dunkelheit. Dann ein erneutes Aufflackern. Jemand leuchtete mit einer Taschenlampe in Richtung der Öffnung. Das Flackern über mir wurde immer stärker. Sie hatten den Krach gehört.

Geistesgegenwärtig streckte ich erneut die Arme nach vor und tastete mich so schnell es ging weiter in den Gang hinein. Ich spürte das Adrenalin durch meine Adern pumpen. Immer wieder blickte ich mich um. Ich hastete vorwärts, Schritt für Schritt in die Dunkelheit.

Es muss noch einen Ausgang geben!

Als ich erneut zurückblickte, sah ich einen Taschenlampenstrahl durch die Öffnung herunterscheinen. Ich tastete mich weiter vorwärts. Ich hörte, wie hinter mir jemand die Leiter herunterkletterte. Dumpfe Schritte auf den metallenen Sprossen, von denen nun eine fehlte. Dann wurde alles hell um mich. Wie ferngesteuert blickte ich in das gleißende Licht am anderen Ende des Ganges. Die Helligkeit zog meinen Blick magisch an, wie ein Reh auf einer Landstraße blickte ich in

den Scheinwerfer.

„Jetzt habe ich dich, du Ratte!" hörte ich Putz hinter der Lampe raunen, ohne dass ich ihn sehen konnte. Die Taschenlampe fing an wilde Bewegungen zu machen. Das Licht kam näher. Ich wandte mich um und begann zu laufen. Durch das Licht konnte ich nun den Gang vor mir erkennen und war nicht mehr auf meinen Tastsinn angewiesen. Dreißig Meter hinter mir hörte ich schnelle Schritte und das Schnaufen von Putz. Ich lief zu schnell ich konnte.

Wo ist der verdammte Ausgang?

Mein Puls raste und ich hatte während des Laufens für einen Moment das Gefühl ohnmächtig zu werden. Um mich bewegte sich alles, das tanzende Licht hinter mir und mein laufender Schatten warfen wilde Figuren vor mich an die Wände. Ich sah dunkle Fratzen und lange Pfähle. Die Steinmauern zogen an mir vorbei wie bei einem Eilzug, der durch einen Tunnel braust. Das Schnaufen hinter mir ließ sich nicht abschütteln.

Auf der rechten Wand vor mir begann sich ein neues Bild abzuzeichnen. Ein dunkler Bereich, Schatten. Ich erkannte eine Nische und bremste mich ein. In der Nische führte eine Steintreppe nach oben. Sie sah so ähnlich aus wie die Treppe, über die ich vorher in den Tunnel eingestiegen war. Der Hoffnungsschimmer verlieh mir neue Kraft und ich flog die Stufen nach oben, ehe meine ausgestreckten Hände auf ein Hindernis trafen. Eine hölzerne Klappe versperrte den Weg in die Freiheit. Ich stemmte mich gegen sie. Kein Nachgeben. Die Schritte und die Taschenlampe kamen im Laufschritt näher. Ich stemmte mich erneut mit aller Kraft dagegen. Nichts, sie war von außen verschlossen. Ich war gefangen!

Wie besessen trommelte ich mit meinen Fäusten auf die Luke ober mir ein. Plötzlich wurde ich geblendet. Ich blickte nach unten und sah direkt in die Taschenlampe. Putz stand am unteren Ende der Treppe. Ich sah sein Gesicht nicht, aber ich konnte mir sein hämisches Grinsen vorstellen. Er hatte mich ertappt. Er würde mich nicht am Leben lassen.

Mit der Kraft der Verzweiflung stemmte ich mich erneut gegen die hölzerne Barriere. Ich legte den Kopf zur Seite, ging in die Knie und rammte meine Schulter mit voller Kraft nach oben. Ein lautes, brechendes Krachen. Splitter. Zunächst war ich nicht sicher, ob es meine Schulter oder das Holz war. Ich richtete meinen Oberkörper auf und spürte den frischen Wind in meinen Haaren. Die Luke war offen! Ich griff nach oben und zog mich heraus. Danach sprintete ich los wie ein Besessener.

52. KAPITEL

Lautner blickte in die tanzenden Flammen. Seite für Seite verbrannte und schlug knisternden Funken Richtung Himmel. Er dachte an die Lagerfeuer in seiner Jugend. An den Geruch von harzigem Holz das brannte, das Knacken und Zischen der feuchten Äste und den Geschmack der am Spieß gegrillten Würstchen. Das Feuer vor ihm roch nur nach Petroleum und Papier, aber es brannte trotzdem schön. Es löschte die letzten Aufzeichnungen aus Posen für immer aus. Die letzten unverschlüsselten Aufzeichnungen besser gesagt. Was blieb war das Notizbuch, der zugehörige Schlüssel auf einem Blatt Papier und die Probe in der Holzschatulle. Gemeinsam bildeten sie das Ticket in die Freiheit für Anna und ihn.

Das Feuer brannte keine zehn Minuten. Lautner zerstieß das verbleibende Gebilde aus Asche mit seinem Stiefel und überzeugte sich, dass alles in Staub zerfiel. Dann machte er auf dem Absatz kehrt und ging die Straße zurück in Richtung Stollen. Kurz bevor er den Eingang erreichte erschrak er. Das Auto, das hier, direkt vor der U-Fabrik Languste parkte war vorhin noch nicht da. Er erkannte den grauen Opel Olympia von Dr. Merten. Hastig eilte er durch den Eingang in Richtung seines Büros.

„Warte hier, ich komme gleich wieder", hatte er vorhin zu Anna gesagt, als sie ihn über die Fertigstellung der Verschlüsselung unterrichtete. Heute Abend wäre sie schon in dem neuen Versteck in den Föhrenbergen.

Warum kommt Dr. Merten ausgerechnet jetzt? Ich habe ihm gesagt die Fertigstellung dauert noch mindestens vier Tage.

Lauter eilte durch den von hölzernem Gebälk gestützten Zugangstunnel zum Hauptteil des Bergwerks. Er kam ihm endlos lang vor, obwohl er ihn die letzten Wochen mehrmals täglich ein und ausgegangen war. Er kam in Sichtweite seiner Bürotür. Noch fünf Meter, oder anders gesagt, sieben Schritte von Konrad Lautner. Ein gedämpfter Knall zog durch die feuchte Luft im Tunnel. Wie ein Schuss hinter Meter dicken Steinmauern.

Anna!

Lautner stürmte auf die stählerne Bürotür zu, stieß sie auf und stürzte in den Raum hinein. Er sah einen ausgestreckten Arm der eine Walther P38 Pistole hielt. Aus ihrem 9-mm Lauf stieg eine dünne, graue Rauchschwade auf. Wie von einer erloschenen Kerze. Erschrocken blickte Lautner nach rechts. Anna lag leblos am Boden. Ihr Mund stand halb offen, als ob sie noch etwas sagen wollte. Ihre Bluse war dunkel getränkt. Lautner stürzte sich auf den Boden zu ihr, nahm ihren Kopf zärtlich in seine Hände und hielt sein rechtes Ohr an ihren Mund. Er wartete. Es kam nichts mehr.

Sie war tot.

53. KAPITEL

Nach den ersten hundert Metern drosselte ich mein Tempo und versuchte meinen Puls im Laufen unter Kontrolle zu bringen. Hinter mir tanzte noch immer die Taschenlampe, aber Putz war schon deutlich zurückgefallen. Zum ersten Mal an diesem Abend fühlte ich mich ihm überlegen. Im Laufen hatte er keine Chance gegen mich. Seine behäbige Statur und sein Alter disqualifizierten ihn. Das Adrenalin übertünchte jeden Schmerz und jede Müdigkeit in mir und verschaffte mir unglaubliche Glücksgefühle.

Ich bin frei!

Nach weiteren zweihundert Metern war mein Puls wieder unter 180 gefallen, und pendelte sich um die 160 ein. Ich kannte meinen Körper, in dem Tempo konnte ich kilometerweit laufen. Die Taschenlampe hinter mir war weit entfernt. Putz hatte die Verfolgung aufgegeben.

Kurz darauf stieß ich auf eine Böschung, hinter der eine breite Straße lag. Ich entschied mich für eine Richtung und rannte die dunkle Fahrbahn entlang. Einen Augenblick später sah ich schon die ersten Lichter auf mich zu rasen. Ein großer LKW näherte sich mit hundert Kilometern pro Stunde auf der anderen Fahrbahn. Ich hob beide Arme winkend und näherte mich dem Mittelstreifen. Es ertönte ein Hupen so laut wie ein Nebelhorn, aber der LKW Fahrer machte keine Anstalten abzubremsen. Im Vorbeibrausen konnte ich noch erkennen, wie er mir den Vogel deutete.

Was für ein Arschloch!

Ich lief weiter und schon verrieten die glitzernden Reflektoren der Fahrbahnbegrenzungspfosten, dass sich wieder ein Auto näherte. Diesmal kam es auf meiner Seite. Ich wandte mich um und begann erneut mit beiden Händen über dem Kopf zu winken. Das Auto wurde langsamer. Vor mir zeichnete sich die Silhouette eines weißen Kleinbusses ab. Der Fahrer blendete das Licht ab und blieb neben mir stehen. Auf der Seite des Wagens stand mit grüner Schrift: Blumen W+F.

Das Fenster auf der Beifahrerseite senkte sich: „Alles klar bei dir?" sagte der Fahrer mit rollendem R und stark ausländischem Akzent.

„Ich hatte einen Unfall - kannst Du mich mitnehmen?"

„Klar, steig ein." sagte er und entriegelte die Beifahrertüre.

Ich kletterte in den Kleinbus und dankte dem Fahrer. Er hieß Ali und war ein kleinwüchsiger, dünner Mann mit dunklen Haaren und einem leichten Teint. Seine weißen Zähne blitzten aus seinem Gesicht hervor und zeigten ein freundliches Lächeln. Er konnte dreißig oder sechzig Jahre alt gewesen sein, man sah es ihm nicht an.

„Was hattest du für Unfall?" fragte er, während er wieder beschleunigte um sei-

ne Fahrt fortzusetzen.

„Ich bin gegen einen Baum gefahren, ein paar Kilometer von hier. Nebenstraße." sagte ich und klappte die Sonnenblende auf der Beifahrerseite herunter. Dahinter befand sich ein kleiner Spiegel, der beim Öffnen ein schwaches Licht einschaltete. Ali sah mich von der Beifahrerseite an und erschrak genauso wie ich, als er meine blutverschmierte Wange und meine klaffenden Lippen sah.

Was wird sich Julia denken, wenn sie mich so sieht?

„Schaut aber nicht gut aus. Warst besoffen?" fragte er mich mit einem leichten Nasenrümpfen.

„Nein, muss eingeschlafen sein. " sagte ich knapp und klappte den Spiegel wieder nach oben.

„Solltest in Spital gehen" sagte Ali verständnisvoll.

„Wohin bist du unterwegs?"

„Großgrünmarkt" sagte er und rollte das R dabei dreimal.

Das ergab Sinn. Der Großgrünmarkt in Wien-Inzersdorf ist der größte Umschlagplatz von Obst, Gemüse und Blumen in Österreich. Seitdem 2007 der Fleischmarkt von Sankt Marx ebenfalls auf das Areal des Großmarktes übersiedelt ist, war ich ein paar Mal dort, wegen dem Grillfleisch. Die Auswahl war toll, nur die Öffnungszeiten von 4:30 Uhr bis 9:00 Uhr morgens sind nicht gerade studentenfreundlich. Die Uhr am Autoradio zeigte 4:07 Uhr. Es dämmerte bereits leicht.

„Kannst Du mich vielleicht in Mödling beim Spital absetzen?" fragte ich Ali.

„Kein Problem, liegt fast auf dem Weg" nickte er freundlich.

Ich lächelte zurück und erkannte im gleichen Moment ein dunkles Auto auf uns zu rasen. Ein dunkelblauer Audi A6 mit Stahlfelgen. Im inneren zwei Personen. Ich drückte mich in den Beifahrersitz und hielt die Luft an. Putz und der Alte rasten an uns vorbei, in die Richtung aus der wir gekommen waren.

54. KAPITEL

Die sieben Tage in der Höhle kamen Lautner wie eine Ewigkeit vor. Es gab nichts zu tun außer essen und schlafen. Seine Dosennahrung konnte er schon nach zwei Tagen nicht mehr sehen. Er fragte sich, was wohl Anna an seiner Stelle gemacht hätte. Wahrscheinlich wäre sie froh über die Dosen gewesen.

Mit jedem Durchlauf, mit dem er seinen Fluchtplan im Kopf durchging wuchs seine Nervosität.

Er hatte zwei Probleme.

Erstens durfte ihn niemand erkennen. Er hatte wahrscheinlich die SS, die Gestapo und den Sicherheitsdienst auf den Fersen. Für diesen Fall hatte er sich Zivilkleidung und gefälschte Papiere beschafft. Wenn man aber die Schatulle und das Notizbuch aus Dr. Mertens Büro bei ihm findet, wäre er verloren. Da hilft dann kein gefälschter Ausweis mehr.

Sein zweites Problem war um einiges komplizierter. Er musste sichergehen, dass seine Fluchthelfer Wort halten. Er misstraute dem OSS. Es war das klassische Problem jeder Transaktion. Würde er ihnen zuerst geben was sie wollen, hätten sie danach keinen Grund mehr ihm zu helfen und umgekehrt. Was er bräuchte, wäre ein Treuhänder. Nur welcher Person konnte er in seiner Situation tatsächlich noch trauen?

Die Lösung beider Probleme fiel Lautner an Tag Nummer Fünf ein. Die verbleibenden zwei Tage konnte er sich nun in aller Ruhe auf seine Aufgabe vorbereiten.

55. KAPITEL

Es war knapp vor fünf Uhr, als ich durch den Haupteingang des Landesklinikums Mödling wankte. Ich hatte großen Durst, hämmernde Kopfschmerzen und konnte kaum noch die Augen offen halten. Ein Nachtportier grüßte mich teilnahmslos und wies in Richtung Pavillon A, der Unfallambulanz. Im Inneren des Krankenhauses war es unangenehm warm und es roch nach Desinfektionsmittel.

Ich hasse Spitäler.

Ich meldete mich bei einem Schalter an, und eine müde Stationsschwester bat mich einen Augenblick im Wartezimmer Platz zu nehmen. Ich setzte ich in einen der blauen Plastikstühle und starrte auf den Laminatboden vor mir. Ich war alleine im Zimmer. An den Wänden aus Marmor-Imitat hingen geschmacklose Bilder. In einer Ecke stand ein alter Fernseher und zeigte die Serienwiederholungen die gerade auf ORF1 liefen. Golden Girls, glaube ich. Die gesamte Szenerie wirkte mehr als trostlos, gänzlich unpassend für eine Unfallambulanz. Während ich damit kämpfte wach zu bleiben ging die Türe auf und eine junge Assistenzärztin stellte sich mir vor. Ich war gleich wieder aufmerksam, denn sie sah wirklich gut aus. Sie hatte lange blonde Haare, die zu einem strengen Zopf zurück gebunden waren. Ihre blauen Augen wirkten frisch und munter, obwohl ich mir sicher war, dass man sie gerade geweckt hatte. Sie begleitete mich in einen Behandlungsraum und fragte mich auf dem Weg nach dem Unfallhergang.

„Autounfall, Sekundenschlaf, Baum, kein Alkohol. Das ist die Kurzversion. " sagte ich müde.

Die Ärztin blickte mich fragend an. Obwohl ihr offener weißer Kittel nicht gerade Figur betonend war, stellte ich sie mir im Bikini vor.

Sie blieb stehen und sah mich von der Seite an. „Sind sie sich sicher, dass es ein Autounfall war?"

Ich war perplex. „Na klar, warum sollte ich etwas anderes behaupten?"

„Es ist ihre Wange. Das sieht mehr nach einer Schnittwunde aus. Sie brauchen keine Angst haben, sie können mir die Wahrheit sagen."

„Achso, das meinen sie. Ich habe mich am Glas geschnitten, als ich aus dem

Seitenfenster hinausgeklettert bin. Ich war noch ziemlich unter Schock und habe es anfangs gar nicht bemerkt." sagte ich gleichgültig und war überrascht wie leicht mir das Lügen in meinem Zustand auf einmal gelang.

Die Ärztin warf noch einen prüfenden Blick auf die Wange und öffnete dann resignierend die Türe zum Behandlungsraum. Es folgte ein Martyrium aus Wundbehandlung, desinfizieren und zusammennähen das fast eine Stunde dauerte. Immerhin fühlte ich mich gut behandelt, denn die blonde Schönheit schien zu wissen was sie tat. Die Narbe würde nicht so schlimm aussehen meinte sie. Achtzehn Stiche und einer Tetanusimpfung später zog sie ein Blutdruckmessgerät auf meinen rechten Oberarm. Andächtig lauschte sie dem Schlagen meines Pulses, während sie langsam die Luft aus der Armbinde ließ. Was sie sah schien sie nicht zufrieden zu stellen: „Es tut mir leid, aber sie müssen heute hier bleiben."

Hier im Spital findet mich Putz im Handumdrehen.

„Das ist ausgeschlossen, das geht nicht." protestierte ich. „Ich habe einen Hund zuhause, und der muss raus und gefüttert werden."

„Kann das nicht jemand anders machen?"

„Nein, es ist Sommer, meine Eltern sind auf Urlaub und meine besten Freunde sind alle segeln." antwortete ich wahrheitsgemäß.

Die junge Ärztin überlegte für einen kurzen Augenblick.

„Na schön, aber dann bekommen sie jetzt noch eine Infusion. Sonst klappen sie vor dem Spital zusammen, wenn ich sie so gehen lasse."

Bereitwillig streckte ich ihr die rechte Hand wieder entgegen. Ich konnte ihr die Besorgnis nicht übel nehmen, denn ich habe wohl wirklich schon besser ausgesehen.

Nachdem die orange Flüssigkeit am Weg in meinen Blutkreislauf war, fragte ich sie: „Wird im Bereich Antibiotika eigentlich noch geforscht? Wo es heutzutage schon all die Generika gibt?"

„Das kann man wohl sagen. Schon mal etwas von Resistenzen gehört?"

„Oberflächlich..."

„Antibiotika werden seit über 50 Jahren großflächig eingesetzt. Heute gehört es leider bei vielen Kollegen immer noch zum guten Ton, bei fast jedem Leiden ein Antibiotikum zu verschreiben. Wussten Sie, dass Antibiotika von allen Arzneimitteln weltweit den höchsten Marktanteil haben? Das muss man sich einmal vorstellen!"

„Da geht es wohl um viel Geld."

„Genau, Milliarden Euro jährlich für die Pharmaindustrie. Das Problem ist nur, dass Bakterien unglaublich anpassungsfähig sind. Es gibt mittlerweile immer mehr Bakterienstämme, denen ein bestimmtes oder mehrere verschiedene Antibiotika nichts mehr anhaben können. Das ist ein Riesenproblem, gerade in Krankenhäusern."

Ich musste wieder an Putz und den Alten denken. Kublomeum war das Gegenteil von einem Kampfstoff. Ein neues Antibiotikum? Eines, das seit mehr als 50 Jahren darauf wartet wieder entdeckt zu werden?

„Das bedeutet, wenn heute ein völlig neues Antibiotikum auf den Markt kommt, wäre das ein wirksames Mittel gegen diese resistenten Bakterien?" fragte ich.

„Das kommt auf den Wirkmechanismus an. Wenn der völlig neu ist, dann na-

türlich schon."

„Und dann wäre damit viel Geld zu verdienen?"

„Mit Sicherheit. Alleine in Europa sterben zig-tausend Menschen pro Jahr an resistenten Keimen."

Milliarden Euro jährlich für Antibiotika. Eines, das besser hilft als alle anderen. Ein riesen Geschäft.

Grund genug um dafür jemanden umzubringen?

Irgendetwas sagte mir, dass das noch nicht die ganze Wahrheit sein konnte.

Zehn Minuten später war die Infusion in meinem Körper und ich fühlte mich ein wenig frischer. Ich war wieder im Warteraum und wurde von der Ärztin in Richtung Ausgang geführt. Im Hintergrund ertönte eine vertraute Melodie, welche die sechs Uhr Nachrichten ankündigte. Wie von den Klängen hypnotisiert warfen wir beide einen gleichgültigen Blick auf den alten Fernseher in der Ecke. Unsere Mienen versteinerten sich. Die Zeit schien für einen Augenblick stillzustehen. Da war ein Bild von mir in den Nachrichten! Das Bild von meinem Führerschein. Darunter stand in breiten Lettern "GESUCHT".

Der Sprecher sagte: „ ... meldet, dass sie auf der Suche nach Philipp Genner ist. Er wird verdächtigt, seinen ehemaligen Gymnasiallehrer ermordet zu haben, um seine Drogensucht finanzieren zu können. Die Polizei fand am Tatort die Fingerabdrücke des Verdächtigen und stellte Rauschgift in seiner Wohnung sicher. Er gilt als bewaffnet, unberechenbar und extrem gefährlich. Die Polizei bittet die Bevölkerung um sachdienliche Hinweise, welche zu seiner Ergreifung führen können."

Die Ärztin blickte mich erschrocken an und wich einen hastigen Schritt zurück.

Ich rannte los.

56. KAPITEL

Konrad Lautner verließ die Höhle am 8. Tag früh morgens, genauso wie es vereinbart war. Als er die schwere, gusseiserne Türe zur Außenwelt öffnete kam ihm eisige, feuchte Waldluft entgegen. Der Schnee rings um die Höhle war geschmolzen. Der gefrorene Raureif auf den braunen Blättern am Boden glitzerte in den ersten Sonnenstrahlen und blendete ihn. Er trug zerschlissene Zivilkleidung, einen Schal und eine graue Wollmütze. Über den Wangen quoll ein dichter, dunkler Vollbart hervor.

So würde mich nicht einmal meine Mutter erkennen.

Er ging den Weg genauso zurück, wie er vor einer Woche zur Höhle gekommen war. Als er die Hyrtlgasse Richtung Perchtoldsdorfer Marktplatz herunter schlenderte hörte er auf einmal ein vertrautes, tiefes Dröhnen aus nördlicher Richtung. Kurze Zeit später gesellte sich ein hohes, metallisches Quietschen dazu, wie er es bestens kannte. Er hatte es jahrelang jeden Tag gehört. Er verlangsamte seine Schritte, lehnte sich rücklings gegen die kalten Burgmauern auf der linken Straßen-

seite und wartete.

Gleich kommen sie.

Er drückte sich fest gegen die Wand, schob den Schal bis unter die Nasenspitze und zog sich seine Wollmütze tief ins Gesicht. Angesichts der Temperatur war das nichts Ungewöhnliches, dachte er.

Einen Augenblick später sah er den ersten Tiger in fünfzig Meter Entfernung auf den Marktplatz einfahren. Dieser Panzer, offiziell als Panzerkampfwagen VI Tiger bezeichnet, war in Lauters Augen das mit Abstand beste Waffensystem seiner Zeit. Sein 700 PS starker 12-Zylinder Maybach Motor beschleunigte das 57 Tonnen schwere Ungetüm auf 40 km/h. Als Hauptbewaffnung diente eine modifizierte Variante der legendären 8,8 cm FLAK. Die von ihr mit hoher Präzision verschossenen Panzergranaten konnten auf 2 Kilometer Entfernung noch 84 mm Panzerstahl durchdringen. Damit gab es keinen feindlichen Panzer auf dem Schlachtfeld, welcher nicht mit dem ersten Schuss zerstört werden konnte. Umgekehrt war die eigene Panzerung des Tigers so stark, dass er unter seinen Feinden als unzerstörbar galt. Viele feindliche Panzerbesatzungen traten schon bei der ersten Sichtung eines Tigers auf dem Schlachtfeld den Rückzug an.

In 15 Metern Abstand zum ersten Tiger folgte ein Zweiter. Auf den Panzern saß ein armseliger Haufen von bunt durchgemischten Uniformierten: Waffen-SS, SS, Hitlerjugend, Volkssturm. Das letzte Aufgebot von Perchtoldsdorf.

Sind die Russen schon so nahe?

Lautner hoffte inbrünstig, dass ihn niemand erkannte. Im selben Moment blieben die beiden Panzer in der Mitte des Marktplatzes mit einem lauten Knirschen stehen. Vom hinteren Panzer liefen der Kommandant im schwarzen Overall und ein alter Mann in einer halben Volkssturmuniform nach vorne und deuteten dabei wild in alle Himmelsrichtungen. Sie gingen alle möglichen Verteidigungsvarianten durch.

Die werden euch auch nichts mehr helfen.

Während die beiden mit dem Kommandanten des ersten Panzers aufgeregt diskutierten und dabei das dumpfe Murmeln der Motoren übertönten, saßen die anderen Mitfahrer von den Panzern ab und streckten ihre kalten Gliedmaßen. Die übrigen alten Männer vom Volkssturm fischten eilig Zigaretten aus ihren zerschlissenen grauen Mänteln und fingen an zu rauchen. Ein paar Hitlerjungen wärmten sich ihre Finger an den heißen Auspuffrohren. Allmählich lösten sich zwei Männer in Uniformen der Waffen-SS aus der Menge und begangen das nähere Umfeld der Panzer zu erkunden.

Sie wirkten wie hartgesottene Haudegen. Mit hunderten Männern des gleichen Schlags hatte Lautner jahrelang Seite an Seite gekämpft. Die Dienstgrade konnte er aus der Distanz nicht genau erkennen, aber dem Aussehen und Alter nach waren es Scharführer oder ähnlich gestellte Unteroffiziere. Beide hatten eine Maschinenpistole 40, umgehängt und suchten mit wachsamen Augen die Umgebung ab. Plötzlich blieben die Augen des Kleineren auf Lautner hängen. Er stieß seinem größeren Kameraden den Ellenbogen in die linke Seite und deutete mit dem Lauf seiner MP 40 in Lautners Richtung. Dieser kniff die Augen zusammen um besser sehen zu können.

Die effektive Schussentfernung der MP 40 betrug 200 Meter. Sie hatte standardmäßig 32 Patronen Kaliber 9 mm im Magazin, und kannte nur eine Betriebs-

art: Dauerfeuer. Lautner wusste: Für ihn gab es jetzt kein Entrinnen. Auf diese kurze Distanz hatte er keine Chance einem Kugelhagel zu entkommen. Er drückte sich weiter gegen die Wand und bemühte sich um einen neutralen Gesichtsausdruck.

Der zweite Haudegen richtete ebenfalls seine MP 40 auf Lautner und die beiden gingen langsam auf ihn zu.

Halten die mich für einen Russen?

Dies könnte er mit seinem Bayrisch-Österreichischen Dialekt schnell entkräften.

Oder suchen die nach Deserteuren?

Die beiden waren jetzt nur noch zwanzig Meter von Lautner entfernt. Er sah, dass sie mit ihren Waffen bestens vertraut waren. Anfänger hielten die MP 40 mit der linken Hand gerne am Magazin fest, um sie zu stabilisieren. Dabei verkantete sich das Magazin dann bei der Schussabgabe und es kam schnell zu einer Ladehemmung. Die beiden hatten ihre linken Hände am Vorderschaft aus Bakelit. Die ausgeklappte Schulterstütze war jeweils an der rechten Schulter eingeklemmt. Eine sehr stabile Position zur gezielten Schussabgabe, wobei es aus dieser Distanz eigentlich keine Rolle mehr spielte.

Lautner wiederholte innerlich noch einmal den Namen in seinen gefälschten Papieren, sein falsches Geburtsdatum und die restlichen Details seiner erfundenen Identität. Er hatte dies unzählige Male in der Höhle gemacht, aber angesichts der Pistolenläufe wurde er nun ein wenig nervös.

Noch zehn Meter trennten ihn von den beiden Soldaten, als plötzlich ein lauter Pfiff vom Marktplatz herüber schallte. Einer der Panzerkommandanten machte eine kreisende Bewegung mit der linken Hand. Aufsitzen. Die anderen Kämpfer kletterten bereits behäbig auf die riesigen Panzer. Abwechselnd heulten die Motoren im Leerlauf auf. Die beiden Soldaten wendeten sich mit misstrauischen Blicken ab, klappten im Gehen die Schulterstützen ihrer MP 40 ein und hängten sie sich wieder um die rechte Schulter. Nachdem alle aufgesessen waren, fuhren die Panzer unter Ausstoß dunkler Rauchwolken in Richtung Hochberg los.

Lautner atmete erleichtert aus. Er hoffte sie würden den Russen zumindest heute standhalten. Wenn alles klappt, wäre er am Abend bereits in Sicherheit.

57. KAPITEL

Ich verließ das Krankenhaus Richtung Süden und stieß zwei Häuserblocks weiter auf die Wiener Straße. Ich musste schnellstens hier weg.

Die Polizei sucht nach mir. Putz ist bei der Polizei!

Instinktiv rannte ich weiter nach Westen, über die Eisenbahnbrücke Richtung Bahnhof. Auf der Brücke drosselte ich mein Tempo, nachdem sich einige Passanten umdrehten.

Haben sie die Nachrichten schon gesehen? Oder liegt das an den achtzehn Stichen in meinem Gesicht?

Ich ging nun schnellen Schrittes weiter und fügte mich so besser in das Bild der anderen Fußgänger ein. Ich erreichte den Bahnhofsplatz. Im selben Moment sah ich, wie ein Polizeiauto mit Blaulicht von Süden her einbog. Ich blickte mich rasch um. Es waren nicht viele Leute unterwegs. 6:10 Uhr. Ferienzeit. In meiner unmittelbaren Umgebung war niemand.

Ich wendete meinen Kopf vom Bahnhofsplatz ab und blickte Richtung Bahnhofseingang, weg von der Straße. Ich hörte das Polizeiauto näher kommen. Es wurde langsamer. Ich konnte die Blicke der Beamten spüren. Plötzlich bremste es ruckartig, zehn Meter hinter mir. Türen sprangen auf. Ich blicke mich um und sah einem der Polizisten direkt ins Gesicht. Er war jung, dunkle Haare und wirkte athletisch.

„Halt stehenbleiben, Polizei!" rief er. Sein Kollege von der Fahrerseite schrie etwas in ein Funkgerät. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich das Eingangstor des Bahnhofes schon passiert und sprintete in gewaltigen Sätzen Richtung Bahnsteig.

Die wenigen Leute im Bahnhofsgebäude hörten meine Schritte und drehten sich verständnislos um. Der Polizist hinter mir kam immer näher. Im Gegensatz zu Putz war er ein guter Läufer. Schneller als ich. Oder zumindest hatte er eine bessere Tagesverfassung.

Auf Gleis 1 stand ein grauer, doppelstöckiger Regionalzug, gezogen von einer roten Taurus-Lokomotive. Sie brummte leise. Es war ein Wiesel-Zug, gebaut für Pendler aus Niederösterreich. Als ich den Bahnsteig überquerte kam ein langer Dauerton, der das Schließen der Türen ankündigte.

Ich gab noch einmal alles. Meine Oberschenkel schmerzten und meinen Lungen fehlte der Sauerstoff. Sie brannten als hätte ich Reizgas inhaliert. Ich rannte so schnell wie nie zuvor. Die Türen des Zuges begannen sich zu schließen. Mit letzter Kraft erreichte ich den ersten Wagen. Die Türen standen gerade noch vierzig Zentimeter offen. Ich warf mich seitlich durch den offenen Spalt und fing mich an einer Haltestange im inneren des Wagens auf. Ich blickte zurück. Die Türen waren geschlossen. Der Polizist hatte den Wagen um wenige Zehntelsekunden zu spät erreicht. Er hämmerte auf den Öffner und schrie etwas in Richtung Lokomotive. Doch die war bereits in Bewegung. Ich sah dem Polizisten am Bahnsteig noch einmal in die Augen. Die Taurus-Lokomotive spielte beim Anfahren ihre charakteristische Tonleiter ab. Wie, wenn jemand auf der Geige übt. Bedingt durch die Taktfrequenz der Pulswechselrichter. Sie erreichte das zweigestrichene D. Der Polizist glitt aus meinem Gesichtsfeld.

58. KAPITEL

Nachdem die beiden Tiger-Panzer den Marktplatz verlassen hatten, überquerte ihn Lautner und betrat das zentral gelegene Postamt.

„Schönes Wetter heute" rief er dem Postbeamten zu.

„Ja leider. Bestes Flugwetter, fürchte ich."

Lautner hatte bis jetzt in seinem Büro unter Tage nicht viel von den Bombenangriffen mitbekommen, obwohl einige Bomben sehr nahe dem Eingang explodiert waren. Woher die alliierten Piloten von dem unterirdischen Flugzeugwerk wussten, war ihm mittlerweile klar.

„Haben sie eine Ahnung, wo die beiden Panzer da draußen hin wollten?"

„Das war unser Herr Ortsvorsteher und ein paar andere Fanatiker. Sie glauben sie können den Russen mit diesen Blechbüchsen noch aufhalten." sagte der Postbeamte sarkastisch.

„Haben sie eine Ahnung, wo die Russen aktuell sind?"

„Also die Panzer, die sie da draußen gerade gesehen haben kommen frisch vom Plattensee. Irgendwo zwischen dort und hier sind jetzt die Russen und kommen jeden Tag näher."

Lautner zog einen hellen Briefumschlag aus seiner Manteltasche.

„Der Brief hier geht bitte nach München."

59. KAPITEL

Der Regionalzug war fast leer. Ich stand alleine im Bereich zwischen den Eingangstüren und hielt mich bei der Stange in der Mitte fest. Für einen kurzen Moment spürte ich Erleichterung. Der nächste Halt des Zuges war Wien-Liesing. Von dort waren es etwa 15 Minuten zu Fuß zu unserer Wohnung.

Ich werde von der Polizei wegen Mordes gesucht.

Die Karten standen sehr schlecht für mich. Putz hatte Rauschgift in meiner Wohnung versteckt.

Ich hatte ein Motiv.

Meine Fingerabdrücke waren überall in Professor Lichtenbergers Wohnung.

Ich hatte eine Gelegenheit.

Der arme Professor wurde durch stumpfe Gewalteinwirkung getötet. Ein Ker-

zenständer vielleicht, oder eine Vase.

Ich hatte die Mittel.

Motiv, Gelegenheit, Mittel. Mehr brauchte die Staatsanwaltschaft nicht für eine Anklage. Wegen Mordes. Und dann war da noch Putz. Er steckte hinter den Anschuldigungen, also hatte er einen Plan. Vielleicht würde er die Verhöre führen. Vielleicht würde er einen Unfall bei der Überstellungsfahrt inszenieren. Ich traute ihm alles zu.

Es muss einen Weg geben, meine Unschuld zu beweisen.

Ich brauchte Zeit, und ein sicheres Versteck. Für einen kurzen Moment dachte ich an die Höhle in den Föhrenbergen. Bestimmt hatten die UFO-Sucher sie mittlerweile entdeckt. Dann dachte ich wieder an Julia. Und Aki. Ich musste sie finden.

„Nächster Halt: Wien-Liesing" ertönte es aus den Lautsprechern im Zug.

Die Polizeiinspektion Liesing war keine hundert Meter vom Bahnhofsplatz entfernt. Sie würden auf mich warten, das war sicher. Die Züge aus Süden fahren auf Bahnsteig 3 ein. Von dort gab es nur zwei Ausgänge, zwei gegenüberliegende Treppen die vom Bahnsteig in eine unterirdische Passage führten. Mindestens ein Polizist auf jeder Treppe. Dann ein paar auf dem Bahnsteig, wahrscheinlich gleichmäßig über die Länge des Zuges verteilt. Und dann mindestens zwei Polizisten die in den Zug einsteigen würden. Sie beginnen ganz vorne, weil ich dort eingestiegen bin.

Ich hastete zum hinteren Teil des Waggons. Die anderen Passagiere sahen mich entgeistert an als ich vorbeilief. Ich betätigte die Doppeltüre und betrat den zweiten Wagen. Dieses Spiel wiederholte ich vier Mal, bis ich im fünften und letzten Waggon, am hinteren Ende des Zuges angekommen war. Wir befanden uns kurz vor der Einfahrt in den Bahnhof. Ich konnte noch nichts vom Bahnsteig erkennen, neben dem Zug befanden sich nur weitere Schienen mit rotbraunem Schotter als Gleisbett dazwischen. Plötzlich hielt der Zug unvermittelt und abrupt an.

Verdammt!

Nach kurzer Zeit ertönte die Stimme des Zugführers: „Sehr geehrte Damen und Herren, wegen eines schadhaften Zuges in der Station Liesing kommt es zu einem kurzen Aufenthalt. Wir bitten um ihr Verständnis."

Den gleichen Satz hatte ich in der Wiener U4 schon hundert Mal gehört, ohne mir etwas dabei zu denken. Defekte Züge kamen vor, ohne Zweifel. Aber ausgerechnet jetzt, wo der erste Waggon schon ein paar Meter in den Bahnsteig eingefahren ist, und ich polizeilich gesucht wurde - das konnte kein Zufall sein.

Sie steigen vorne in den Zug ein und durchkämmen ihn nach hinten.

Effektive Taktik. Weit weniger personalintensiv als das ganze Bahnhofsgelände zu sperren. Erneut saß ich in der Falle. Ich musste aus dem Zug raus. Mein Blick fiel auf einen roten Drehknauf oberhalb der Zugtür. Tür-Nothebel. Missbrauch bei Strafe verboten. Ohne zu zögern drehte ich den Knauf in Uhrzeigerichtung. Mit einem pneumatischen Zischen sprang die Türe auf und ein lautes Alarmsignal tönte durch den Zug. Ich streckte den Knopf durch die Wagentüre. Der erste Waggon des Regionalzuges hatte den Bahnsteig bereits erreicht. Die Türe des Wagens stand offen, die Polizisten waren also bereits unterwegs zu mir. Wahrscheinlich gingen je zwei Mann oben und zwei Mann unten durch die Waggons. Eine weitere Streifenbesatzung, bestehend aus einem Polizisten und einer Polizistin stand am Kopf des Bahnsteigs und blickte in meine Richtung. Etwa einhundert Meter oder fünf Wag-

gonlängen entfernt.

Auf einmal tönte die vertraute Stimme von Chris Lohner vom Bahnhof zu mir. Die bekannte Schauspielerin lieh seit über dreißig Jahren den Bahnansagen ihre Stimme: „Vorsicht am Bahnsteig 2. Zug fährt durch."

Ich blickte mit dem Kopf zur anderen Seite. Auf dem Gleis nebenan näherte sich ein langer Güterzug. Er wurde ebenfalls von einer Taurus-Lok gezogen. Die österreichischen Bundesbahnen hatten zu viele dieser High-Tech Loks bestellt. Kann ja einmal passieren.

Der andere Zug war noch dreißig Meter von mir entfernt. Ich blickte noch einmal in Richtung Bahnhof. Die Polizistin hatte ein Funkgerät vor dem Gesicht und sprach aufgeregt hinein. Ich blickte wieder nach links. 10 Meter bis zum Güterzug. Ich wartete. 5 Meter. Ich sprang auf das Gleis und rannte darüber. Hinter mir hörte ich ein gewaltiges Horn ertönen. Der Fahrtwind des Güterzugs erfasste mich und warf mich den Bahndamm auf der anderen Seite des Gleises hinunter. Ich ließ mich seitlich durch das Gras rollen bis ich die Sohle erreicht hatte. Ich stand auf und blickte mich hastig um. Um mich drehte sich alles. Der Güterzug bestand aus einer endlosen Reihe von Kesselwaggons die noch immer hinter mir vorbei donnerten. Vor mir befand sich eine Zeile von Ulmen, die die Gleise einsäumten. Ich lief in Fahrtrichtung dem Güterzug nebenher, geradewegs auf das Bahnhofsgelände zu. Die Sicht zu den Polizisten war durch die vielen Kesselwaggons noch immer blockiert. Kurz bevor ich ihn erreichte schwenkte ich nach links und betrat das südlichste Ende des Liesinger Platzes. Hier befanden sich die Fahrradabstellplätze, ein Kebabstand, ein paar wartende Busse und: Der Taxistand. Ich ging direkt auf das nächste der parkenden Taxis zu, öffnete die hintere Türe und ließ mich in den Sitz rechts hinten fallen.

„Ich muss nach Mauer bitte", sagte ich während ich betont gelassen aus dem rechten Seitenfenster blickte um meine Narbe zu verbergen. Der Taxifahrer nickte, betätigte nach kurzem Zögern den Blinker und rollte los. Gerade als er den Taxiplatz verließ fuhr eine weitere Polizeistreife mit Blaulicht und Martinshorn vom östlichen Ende in den Liesinger Platz ein.

„Wahnsinn, was da heute Morgen los ist," sagte ich und ließ mich in den rechten Rücksitz so weit wie es geht zurücksinken. „da drüben auf dem Bahnsteig randaliert eine Gruppe betrunkener Fußball-Rowdies."

„Habe mich schon gewundert" antwortete der Fahrer in brüchigem Deutsch zum Rückspiegel gewandt. Die Polizeistreife brauste an uns links vorbei, während wir den Liesinger Platz in Richtung Ketzergasse verließen.

60. KAPITEL

Lautner erreichte den vereinbarten Treffpunkt nach einer halben Stunde Fußmarsch. Es war zehn Minuten vor zwölf Uhr mittags. Er war zu früh.

Er sah sich auf dem kleinen Platz um. Er war, genau wie die Straßen ringsum leer. Einzig auf dem nahe gelegenen Bahnhof tummelten sich einige Menschen auf den Bahnsteigen. Die meisten davon gehörten dem Volkssturm an und waren unterwegs zu ihren Einsatz im Heimatkriegsgebiet. Sie waren schon aus der Ferne ein mitleiderregender Anblick.

Zwischen dem Schnauben einer wartenden Dampflok hörte er das vergnügte Plätschern des Liesingbachs. Die Schneeschmelze hatte aus dem Rinnsal einen kleinen Fluss gemacht.

Hinter dem Platz ragte der 24,7 Meter hohe Kirchturm der Servatiuskirche in den Himmel. Eine Hinweistafel wies neben der genauen Höhe auch darauf hin, dass er zum fünfzigsten Thronjubiläum von Kaiser Franz Josef gebaut wurde. Er hatte vier nach oben hin halbrund zulaufende Fenster für die Glockenstube und ein spitzes Dach. Die Kirche war genauso unspektakulär wie der steinerne Turm. Die Fenster waren mit schlichten Brettern vernagelt, um die kostbaren Glasarbeiten vor den Druckwellen der Bomben zu schützen. Die graue Fassade hatte bereits unter dem Krieg gelitten und hätte einen neuen Anstrich gut vertragen.

Lautner ging auf die hohe hölzerne Kirchentüre zu. Sie war aus massiver Eiche und war mit den üblichen Schnitzereien in Kreuzform verziert. Er drückte die schwere, gusseiserne Klinke nach unten und fand die Türe unversperrt vor.

Wie angekündigt, sie ist offen.

61. KAPITEL

Ich ließ mich drei Gassen von Frau Hödls Wohnadresse absetzen. Das Taxi bezahlte ich aus der Brieftasche von Putz. Deshalb gab ich auch gleich ein sattes Trinkgeld. Hier in Wien-Mauer war es ruhig. Außer einem Pensionisten, der damit beschäftigt war sein Auto auszusaugen waren die Straßen menschenleer. Ich läutete kurz und hoffte, dass Frau Hödl noch nicht ihren Fernseher aufgedreht hatte.

„Ja bitte?", schaute sie mich einen Augenblick verdutzt an.

„Philipp Genner, ich war gestern wegen ihres Bruders da."

Sie blickte mich prüfend an.

„Ja, ja natürlich - aber wie siehst du denn aus? Ich hätte dich fast nicht wiedererkannt."

Sie hat ihren Fernseher noch nicht aufgedreht.

„Ich hatte einen Autounfall. Und jetzt muss ich unbedingt mit Julia sprechen. Sie passt auf meinen Hund auf."

„Komm rein, das ist ja furchtbar!" sagte sie deutete auf die Türe.

In ihrem Vorzimmer angekommen wählte sie eine Nummer aus dem Gedächtnis auf einem vergilbten Festnetztelefon und reichte mir den Hörer.

Nach dem fünften Klingeln hörte ich eine verschlafene Stimme: „Morgen Omi, was gibts denn?"

Sie hat die Nachrichten ebenfalls noch nicht gesehen.

„Ich bins Philipp. Es tut mir leid dass ich mich erst jetzt melde, ich wurde von der Polizei festgehalten." sagte ich und wartete eine Reaktion ab. Ich wollte sicher gehen, dass sie nicht im Halbschlaf war. Frau Hödl wendete sich ab und ging ins Wohnzimmer.

Sie schien zu überlegen. Oder ihr Gedächtnis war gerade noch dabei hochzufahren.

„Was heißt festgehalten?"

„Ich kann dir das am Telefon nicht sagen. Es geht um das, worüber wir letztens gesprochen haben." sagte ich sehr leise.

„Die Geschichte mit meinem Großonkel?"

„Genau. Ich brauche deine Hilfe. Können wir uns treffen?"

„Ja, wo?"

„Irgendwo wo du dich sicher fühlst."

„Ich ...? Sicher? Wieso?"

Besser sie erfährt es von mir.

„Die Polizei behauptet dass ich den Professor umgebracht habe. Das ist absurd! Ich kann beweisen, dass ich es nicht war."

„Und du bist jetzt bei meiner Großmutter?"

„Ja. Wie gesagt, das ist absurd!"

Sie machte eine lange Pause. Sie dachte nach. Für und wider. Ein sicherer Ort. Für beide Seiten.

„Bleib wo du bist. Ich komme vorbei."

Dann legte sie auf. Ich betrat das Wohnzimmer wo Frau Hödl gerade dabei beschäftigt war, den Tisch für mich zu decken.

„Julia kommt vorbei, hat sie gesagt."

„Oh, das ist aber nett. Sie ist eine Hübsche, gell?" lächelte sie mich verschmitzt an.

„Ja, sehr sogar." sagte ich und spürte meine Backen.

„Du schaust furchtbar aus, hast du überhaupt schon was gegessen?"

Ich nahm ihre Einladung zum Frühstück dankend an. Mein Magen war flau und meine Knie waren weich. Ich trank zwei Tassen schwarzen Kaffee und zwei Gläser Wasser dazu.

„Ich habe herausgefunden, was es mit Onkel Herbert und Tante Grete auf sich

hat" sagte ich ihr nachdem ich das dritte Stück Nusskuchen gegessen hatte.

„Die seltsamen Zeilen aus dem Brief von Konrad? Was denn?"

„Es war ein Code. Ein Code der dazu gebraucht wurde, um ein geheimes Notizbuch zu entschlüsseln."

„Was für ein Notizbuch?"

„Ich weiß es nicht. Leider habe ich es nicht mehr, es wurde mir abgenommen. Wissen sie, ob ihr Bruder irgendetwas mit Bakterien zu tun hatte? War er jemals in Posen?"

„In Posen, sie meinen Posen im Wartheland? Im heutigen Polen? Ja da war er eine Zeit lang, das hat er mir geschrieben."

„Haben sie eine Idee, was er dort gemacht hat? Irgendetwas mit Antibiotika vielleicht?"

„Bakterien? Nein, mein Bruder war Soldat, kein Arzt. Er ging ja gleich nach dem Abitur in die Junkerschule um Offizier zu werden. Was er in Posen gemacht habe, weiß ich nicht. Er war dort stationiert, nach seiner Verwundung."

Ich versuchte weitere Details zu erfragen. Details, die mir erklären konnten, warum Putz und der Alte hinter mir her waren. Doch es war vergeblich. Konrad Lautner hatte seiner Schwester nichts erzählt. Vielleicht um sie zu schützen.

Julia kam nach einer halben Stunde. Sie blickte mich entsetzt an, als sie das Wohnzimmer betrat.

„Hast du die Nachrichten mittlerweile gehört?"

„Ja habe ich. Dein Foto ist auf ORF.at." sagte Julia und sah mich misstrauisch an.

„Wo ist Aki? Geht es ihr gut?"

„Du magst sie doch, oder?"

„Mehr als die meisten Menschen."

„Das habe ich mir gedacht, deshalb habe ich sie nicht mitgenommen."

Ich blickte sie lange an.

Aki war ihre Versicherung. Glaubt sie im Ernst, dass ich ein Mörder bin?

Ich war enttäuscht und gedemütigt. Ich hatte mir unser Wiedersehen anders vorgestellt. Ich dachte, sie mag mich vielleicht auch.

Sie schien meine Gedanken zu lesen, machte eine beschwichtigende Geste und zückte ihr Handy. Es steckte in einer rosa Gummihülle mit Blümchen darauf.

„Sieh selbst - es geht ihr gut."

Auf dem Display sah ich ein Kamerabild, dass ein Zimmer zeigte. Da waren ein Bücherregal, ein Sofa und ein Couchtisch. Es sah irgendwie gemütlich aus. Vor dem Couchtisch lag ein heller Plüschteppich. Darauf lag Aki, zusammengerollt, seelenruhig schlafend. Aus dem Lautsprecher des Handys drang ein leises Schnarchen.

„Ist das live?" fragte ich verblüfft.

„Ja. Eine Babykamera mit WLAN. Normalerweise schaue ich damit nach meinem Kater, wenn ich auf der Uni bin."

„Kater? Und Aki?!?"

„Nein - frage lieber nicht." winkte sie ab. „Auf ORF.at steht du wärst drogensüchtig."

Frau Hödl rümpfte die Nase und blickte mich an.

„Sehe ich aus, als ob ich drogensüchtig wäre?"

Schweigen in der Runde. „Okay, nach dieser Nacht vielleicht schon. Aber habe ich gestern so ausgesehen?"

„Du hast gesagt, du kannst beweisen, dass du unschuldig bist?"

„Kann ich damit ins Internet?" sagte ich und deutete auf Julias Handy in meiner Hand.

Während ich am Handy herumtippte sagte ich: „Im Internet steht auch, dass ich den Professor getötet habe, um meine Drogensucht zu finanzieren, richtig?"

Ich gab Julia das Handy zurück. Ich hatte mich damit in meinem Online-Banking System angemeldet:

Raiffeisen ELBA-internet - Online Sparen - Übersicht
Kontoauswahl 32250 / 50.985.113, Philipp Genner
Kontoübersicht
Aktueller Haben-Zinssatz: 1,65%
Kontostand per 28. Aug. 2010 9:48
6.187,07 Euro
- Keine Transaktionen in den letzten 30 Tagen –

Julia sah sich die Seite an.

„Wieso sollte ich einen Mord begehen, um Drogen zu kaufen? Wenn ich über 6.000 Euro auf meinem Sparkonto habe? Jederzeit verfügbar." fragte ich sie.

Julia sagte nichts. Frau Hödl sah uns beide wechselseitig an.

„Die ganze Geschichte ist eine Lüge. Erfunden vom wahren Mörder von Professor Lichtenberger. Er hat mich gestern Nacht gefoltert, und wollte mich auch umbringen um an dieses Zeug von deinem Großonkel zu kommen. Und er hat der Polizei gesagt, dass ich drogenabhängig bin."

„Und warum glaubt die Polizei ihm, und dir nicht?"

Ich holte die Brieftasche von Putz hervor und legte sie mit dem Ausweisfenster offen auf den Tisch.

„Darum!" sagte ich und deutete auf den Polizeiausweis.

62. KAPITEL

Lautner betrat den Innenraum der Kirche. Es roch nach Kerzenwachs, altem Holz und Spuren von Weihrauch. Im Inneren brannten nur vier Kerzen, zwei auf jeder Seite des Altars. Sie warfen warmes flackerndes Licht auf ein Marienbild zur linken, und ein Jesusbild zur rechten Seite des Mittelschiffs. Im Halbdunkel vor ihm sah Lautner sechs Reihen Kirchenbänke aus dunklem Holz. Sie waren leer. Er zog die schwere Eichentüre hinter sich zu und betrat den Raum. Lautner hatte noch nie viel für Kirchen übrig, aber die Kerzen und die Stille des Raumes verbreiteten eine feierliche, angenehme Atmosphäre. Er nahm in der zweiten Bankreihe auf der rechten Seite Platz und wartete.

Erneut dachte er an Anna. Für sie hatte es kein Begräbnis gegeben. Er wünschte, er hätte ein Gebet für sie sprechen können, aber er kannte keines. So blieb er einfach in stiller Andacht sitzen. Von außen ertönte in der Ferne eine rasch auf und ab heulende Sirene. Fliegeralarm. Danach war es wieder ruhig.

Nach einigen Minuten hörte er Schritte im Kies vor der Kirchentüre. Sie öffnete sich langsam und ließ die Silhouette eines schmächtigen Mannes gegen das grelle Sonnenlicht von außen erkennen. Lautner blieb sitzen und drehte den Kopf in Richtung Altar zurück. Die Türe ging zu und die Kerzen waren wieder die einzige Lichtquelle im Raum. Ein Schlüssel wurde im Schloss der Türe gedreht und gab ein metallisches Knirschen von sich. Dann leise Schritte auf dem roten Läufer zwischen den Kirchenbänken. Die Person stand jetzt neben ihm.

„Ist hier noch Platz frei?"

„Es ist Platz in der kleinsten Hütte" sagte Lautner vereinbarungsgemäß.

„Für ein glücklich liebend Paar." setzte der Unbekannte das Zitat von Friedrich Schiller fort. „Ich hätte so ein Paar hier erwartet."

„Meine Begleitung kommt nicht mehr." sagte Lautner traurig.

„Franz Offenbacher" stellte sich der Mann neben ihm vor und reichte ihm die Hand.

„Konrad Lautner. Sie klingen überhaupt nicht wie ein Amerikaner."

Der Mann setzte sich neben Lautner auf die Bank. „Ich bin ja auch in Wien geboren und aufgewachsen. Wir sind Anfang der dreißiger Jahre ausgewandert." Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: „Warum wollen sie in die USA?"

„Ich will nicht. Nicht mehr. Die Frau, die sie mit mir erwartet haben, wollte dort hin."

„Die Jüdin? Ihre Freundin?"

„Sie hatte Verwandte dort. Wir wollten gemeinsam ein neues Leben angefangen."

„Und jetzt?"

„Jetzt reicht es mir schon, wenn mich die Russen nicht bekommen."

„Das bedeutet die Vereinbarung steht trotzdem?"

Lautner nickte langsam. "Das was sie suchen befindet sich in einer Höhle unweit von hier. Ich sage ihnen wie man dort hinkommt. Aber ich gebe ihnen den Code, also den Schlüssel für den Text erst wenn sie mich aus Deutschland rausgebracht haben."

Plötzlich donnerte es draußen. Der Steinboden zitterte unter Lautners Füßen. Entferntes Flak-Feuer setzte ein. Motorengeräusche in der Luft.

„Ja fliegen sie denn heute einen Luftangriff? Ausgerechnet jetzt?" schrie Lautner. Die Bretter an den Fenstern erzitterten durch eine Druckwelle von außen. Die Kerzen flackerten wild. Staub rieselte von der Decke.

„Glauben sie denn, ich weiß was die Briten machen?" schrie Offenbacher durch den ohrenbetäubenden Lärm von außen und warf sich unter die Kirchenbank.

Auf einmal konnte Lautner einen hellen Ton aus dem Getöse um ihn heraushören. Er veränderte sich rasch und wurde immer tiefer. Immer lauter. Eine Bombe!

Ich muss hier raus!

In diesem Moment gab es einen trommelfellzerreißenden Knall. Das Dach öff-

nete sich und die Decke stürzte im Feuerregen herab. Ein stechender Schmerz. Dann wurde alles hell. Ein weißes Licht umgab Lautner. Und es war still. Ganz still. Ruhe.

63. KAPITEL

Nachdem ich Julia und ihrer Großmutter von meinen Erlebnissen der letzten Nacht erzählt hatte, sagte diese zu mir: „Du solltest trotzdem zur Polizei gehen. Nur weil einer ein schwarzes Schaf ist, sind sie das ja nicht alle."

„Wenn ich mich jetzt stelle komme ich in U-Haft. Ich habe keine Lust mir mit 20 Kriminellen in Wien-Simmering eine Zelle zu teilen. Haben sie gehört, was dort schon alles passiert ist? Ich muss erst eine Möglichkeit finden, meine Unschuld zu beweisen. Mein Kontoauszug alleine wird bei der Polizei nicht reichen."

„Und wie willst du das angehen?" fragte Julia.

„Keine Ahnung. Vielleicht müssen wir herausfinden, was das für ein Zeug von deinem Großonkel ist. Dann wissen wir zumindest, warum Putz es unbedingt haben will."

„Hast du noch das verschlüsselte Notizbuch?"

„Nein, das hat mir Putz abgenommen, ich war ja gerade am Heimweg von der TU Bibliothek. Zusammen mit meinen ganzen restlichen Sachen, ich habe nicht einmal mehr meinen Wohnungsschlüssel."

„Ohne Buch werden wir nicht weiterkommen."

„Moment! Ich habe es mir ja in digitalisierter Form vom Bibliothekscomputer geschickt. Wenn ich einen Computer mit Internetzugang hätte, könnte ich mich daran machen es weiter zu entschlüsseln."

„Und wie lange brauchst du dafür?"

„Ich muss mir ein kleines Programm schreiben, dass den ganzen Text auf einmal entschlüsselt. Über den Enigma Emulator im Internet dauert das sonst ewig, da müsste ich jede Seite einzeln hineinkopieren und die Enigma Einstellungen neu setzen." sagte ich und überlegte. „Vielleicht 2 Stunden, ich habe ja den Quelltext vom Emulator als Vorlage."

„Na gut, dann fahren wir zu mir und entschlüsseln dieses Buch." sagte Julia und stand auf.

„Dann nehmt aber mein Auto - zum Schluss erkennt ihn noch jemand wenn ihr öffentlich fährt" sagte Frau Hödl und erhob sich ebenfalls um im Vorzimmer einen Schlüssel zu suchen.

„Deine Großmutter fährt noch Auto?" fragte ich Julia leise.

„Nein, zum Glück nicht. Sie hat ja einen Chauffeur, der sie damit zum Einkaufen und zum Frisör bringt. Mich." lachte sie.

Sie führte mich durch das Vorzimmer zu einer Garage. In ihr stand ein weißer Volkswagen Golf der zweiten Generation auf dünnen Reifen. Am Boden befand

sich eine mit schweren Balken abgedeckte Wartungsgrube und an der hinteren Wand eine Werkbank aus Holz. Darüber waren alte Werkzeuge mit dunklen, abgenutzten Holzgriffen montiert. Es sah genauso aus wie in der Garage von meinem Opa. Es roch sogar gleich! Eingetrocknetes Motoröl mischte sich mit Essenzen von Benzin, Holz, getrockneter Grasschnitt vom Rasenmäher und einer zarten Duftnote von eingelagerten Winterreifen. Herrlich!

Wir nahmen auf den grau-schwarz bespannten Stoffsitzen des Golfs Platz und verabschiedeten uns von Frau Hödl, die uns das Garagentor öffnete. Julia ließ den Motor an. Der Vierzylinder sprang sofort an und lief mit einem hochtourigen Schnurren. Mit einem lauten Knirschen ließ sie den Gang einrasten und steuerte den Oldtimer sicher aus der Garage. Er hatte weniger als 50.000 Kilometer am Tacho. Wahrscheinlich war er mittlerweile sogar wieder etwas wert. Vor allem in diesem garagengepflegten Zustand. Die kantigen Einfassungen der Armaturen und das Lenkrad mit den vier runden Knöpfen in den Ecken zum Betätigen der Hupe versprühten einen Hauch von Retro. Julia fuhr den Wagen durch das enge Gassenwerk bis zur Speisinger Straße und bog dort in Richtung Zentrum ein.

Sie machte auch beim Autofahren einen zauberhaften Eindruck. Es war klar, dass sie nicht besonders viel Routine beim Autofahren hatte. Sie sah bei jedem Blinken in den Rückspiegel und drehte den Kopf zur Seite, dass Haare durch das Auto flogen. Dabei fiel mir auf, dass sie phänomenal duftete.

Nach knappen 15 Minuten Fahrzeit bog sie von der Speisinger Straße in eine Seitengasse im 13. Bezirk ab. Wir befanden uns nahe der U-Bahn Station Hietzing und dem Schönbrunner Tiergarten. Nachdem wir einen Parkplatz gefunden hatten stieg ich aus, um sie einzuweisen. Julia war spürbar erleichtert als sie aus dem Auto ausstieg. Sie führte mich zu einer grünen Eingangstür von einem modernen Mehrparteienhaus. Es waren acht Glocken mit Namensschildern montiert. Bei Nummer 4 Stand 'Hödl'. Als wir den Flur betraten hörte ich ein aufgeregtes Bellen aus dem ersten Stock.

Aki!

Wir liefen nach oben und wurden in Julias Wohnung mit einem ekstatischen Freudenausbruch von meinem Hund empfangen. Aki sprang und wedelte so stark, dass ihr ganzer Körper taumelte. Nach dieser Nacht freute ich mich auch sehr, sie wiederzusehen, wobei es für Aki eigentlich egal war ob man vier Minuten oder vier Wochen weg war. Die Reaktion war die immer gleiche.

Julia führte mich aus dem offenen Vorraum ins Wohnzimmer, und ließ mich am Sofa Platz nehmen. Danach ging sie ins Schlafzimmer und fand beruhigende, ja fast entschuldigende Worte für ihren Kater, den sie dort seit gestern einsperren musste. Für Aki sind Katzen so eine Art unterhaltsames Running-Sushi. Als sie zurückkam hatte sie ein kleines 13 Zoll Notebook unter ihrem Arm und reichte es mir. Dem Prozessor nach war es etwa zwei Jahre alt, was für meine Entschlüsselungsaufgabe aber keine wesentliche Rolle spielte. Ich wusste ja den Code, von daher hielten sich die Rechenoperationen beim Entschlüsseln des Textes stark in Grenzen.

„Erlaubst du, dass ich hier ein paar Programme installiere?" fragte ich Julia.

„Solange du nachher alles wieder entfernst und die Hände von meinen privaten Dingen lässt, ja."

„Versprochen" beruhigte ich sie, obwohl da gewiss eine Verlockung da war,

mir ein paar ihrer Fotos anzusehen. Neugierig bin ich ja schon. Aber ich stehe zu meinen Versprechen.

Julia ging in die Küche und fing an Kaffee zu machen. Zuerst loggte ich mich bei meinem Email Zugang ein und lud den gescannten Text auf Julias Notebook. Danach begann ich mir eine vernünftige Entwicklungsumgebung zum Programmieren herunterzuladen. Nachdem ich normalerweise in Windows arbeite, bevorzuge ich Visual Studio. Ich klickte auf den Download-Link der kostenlosen Express-Version und blinzelte konzentriert auf die Statusanzeige des Download-Fensters:

Download von Microsoft Visual Studio Express Edition
1% von 583 MB geladen
Verbleibende Zeit: 14:42 Minuten

64. KAPITEL

Ich erwachte auf der Couch liegend mit einer Wolldecke zugedeckt. Vor mir am Couchtisch lief Julias Computer. Die Download-Status Anzeige war auf 100%.

Wie lange habe ich geschlafen?

Die Uhr auf Julias Computer zeigte 16:42 Uhr. Über 6 Stunden. Kein Wunder nach dieser Nacht. Ich sah mich verschlafen im Wohnzimmer um. Keine Aki - keine Julia.

Spazieren gegangen, war wohl höchste Zeit für Aki.

Ich begann mit der Installation der Programmierumgebung und sah mir parallel den Quellcode des Enigma-Emulators an. Plötzlich klopfte es an der Türe.

„Die sind wohl schon vom spazieren zurück" dachte ich und tappte immer noch schlaftrunken zur Türe um zu öffnen. Vor mir stand nicht Julia mit Aki. Sondern Putz mit einer Pistole.

Er gab mir mit der Linken einen Stoß und rempelte mich in die Wohnung zurück. Dann ließ er seelenruhig und süffisant grinsend die Türe hinter uns ins Schloss fallen.

„Wie kommen sie hier her?" fragte ich ihn perplex.

„Na was glaubst du? Deine süße kleine Freundin hat die Polizei gerufen."

„Unmöglich!" stieß ich hervor. Ich dachte zurück an meine heutige Begegnung mit Julia. Ihre Blicke am Tisch ihrer Großmutter. Ihre Nervosität beim Autofahren.

Konnte ich mich so in einem Menschen täuschen?

„Verraten hat sie dich! Aber mach dir nichts draus, das mit dem Verrat liegt bei denen in der Familie."

Ich blickte ihn verdutzt an.

„Familie?"

„Na glaubst du, wir wissen nicht, dass Konrad Lautner eine Schwester hatte? Die gute steht seit 60 Jahren bei uns ganz oben auf der Watch-List."

„Was wollen sie von mir? Was liegt ihnen an diesem Kublomeum Zeug?"

„Ich will wissen wo ihr es versteckt habt. Ich weiß, dass du es gefunden hast."

„Ich sage es ihnen unter zwei Bedingungen. Erstens, sie sagen mir was es ist. Zweitens, sie lassen mich laufen."

Putz hielt inne. Er tat so, als ob er überlegen würde.

„Okay, also gut." log er mich an. Gut genug, dachte ich. Zunächst einmal brauchte ich Zeit. Zeit, um mir einen Ausweg zu überlegen. Wir setzten uns beide ins Wohnzimmer, ich auf das Sofa und Putz auf einen Stuhl gegenüber. Seine Pistole ließ er auf den rechten Oberschenkel sinken. Griffbereit, aber weniger bedrohlich.

„Sagt dir der Name Heinrich Himmler etwas?"

„Sie meinen den Nazi-Verbrecher?" entgegnete ich. Putz rümpfte die Nase.

„Heinrich Himmler, der Reichsleiter-SS im dritten Reich. Er war der mächtigste Mann nach Hitler selbst. Im unterstanden die SS, die Polizei, die Gestapo und das Ersatzheer. Er war Hitler immer treu ergeben."

„Der treue Heinrich." erinnerte ich mich an den Film 'Der Untergang'.

„Ja. Der treue Heinrich, das glaubten alle. Was keiner wusste war, dass er schon 1939 geheime Verhandlungen mit den Briten führte. Über Mittelsmänner in der Schweiz, für die Zeit nach Hitler. Er wollte mit den Westmächten Frieden schließen, Hitler entmachten und mit seiner SS die innere Ordnung sicherstellen. Dafür war er sogar bereit Juden freizulassen."

„Ist ihm aber nicht gelungen. Und was hat das jetzt mit dem Kublomeum zu tun?"

„Langsam, dazu kommen wir noch."

„Himmler begriff mit der Invasion im Sommer 1944, dass der Krieg nicht mehr zu gewinnen war. Von da an begann er, Dinge zu sammeln, die ihm am Verhandlungstisch einen Vorteil verschaffen könnten."

„Und was waren das für Dinge?"

„Alles, was für die Alliierten später von Wert sein könnte. Pläne von Raketen, Flugzeugen, Waffen. Je geheimer desto besser. Desto größer die Wahrscheinlichkeit, dass die Alliierten nicht auf anderem Wege an die gleichen Informationen kamen. Dazu zählten auch medizinische Forschungsergebnisse, die bis dato noch nicht veröffentlicht waren."

„Wie Antibiotika?"

„Nein, keine Antibiotika. Sagt dir der Name Dr. Kurt Blome etwas?"

Der Name kam mir bekannt vor, aber ich konnte ihn nicht zuordnen. „Nein" sagte ich.

„Er war Leiter einer Arbeitsgemeinschaft namens 'Blitzableiter'. Seine Spezialgebiete waren Biologische Waffen und die Krebsforschung."

„Könnten wohl unterschiedlicher nicht sein." sagte ich.

„Normalerweise ja. Nicht aber im besonderen Fall des Dr. Blome. Er war Spezialist für Bakterien. Bakteriologe würde man wohl heute sagen. Und hier gab es tatsächlich Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Gebieten. Bakterien kann man nämlich als Waffe einsetzen, oder um Krebs zu heilen, jedenfalls glaubte er das."

„Krebs zu heilen?" sagte ich ungläubig.

„Ja. Ich bin kein Mediziner, ich weiß auch nicht genau wie. Irgendwann hat man es jedenfalls geschafft, Bakterien zu züchten, die sich bevorzugt im sauerstoffarmen Gewebe von Tumoren aufhalten. Die Tumore sterben dann ab, und gegen die Bakterien gibts Antibiotika. Fertig. Funktioniert natürlich nicht bei allen Krebsarten, aber bei den meisten. Die Bakterien sind der Schlüssel."

„Kublomeum - Kurt Blome!" dämmerte es mir.

„Bingo. Es sind seine gezüchteten Bakterien gegen Krebs. Sie wurden irgendwie konserviert und in dieses Gefäß gefüllt. Und die zugehörigen Forschungsergebnisse wurden verschlüsselt, sodass sie nicht in falsche Hände fallen konnten. Die Originale wurden natürlich verbrannt."

„Woher wissen sie das alles?"

„Die Forschungsergebnisse von Dr. Blome wurden natürlich strengstens bewacht. Dafür war eine eigene Abteilung der Waffen-SS zuständig. Geführt wurde sie auch von einem Arzt, der etwas von den Sachen verstand, die Blome da so trieb und Himmler davon berichtete. Dr. Merten war sein Name. Er war mein Großvater."

„Aber sie heißen doch Putz, oder nicht?"

„Großvater mütterlicherseits. Hat den Krieg überlebt und mir und meinem Vater die ganze Geschichte erzählt. Dieser Konrad Lautner war einer seiner Soldaten. Der Verräter hat versucht meinen Großvater umzubringen. Er hat ihm aus nächster Nähe in die Brust geschossen und ist dann mit den verschlüsselten Forschungsergebnissen und den Bakterien abgehauen. Aber mein Großvater hatte enormes Glück. Die Kugel schlug zuerst durch sein Zigarettenetui in der Brusttasche und blieb dann abgebremst an einer Rippe hängen. Oberflächliche Wunde, stumpfes Trauma, das wars. Der Lautner ist trotzdem entkommen."

„Dann hatte ihr Großvater mehr Glück als Professor Lichtenberger." sagte ich bitter.

„Das mit dem Lichtenberger war ein Unfall. Der hätte überhaupt nicht zuhause sein sollen, als ich bei ihm das Kublomeum gesucht habe. Er hat mich quasi überrascht und ist dann unglücklich gefallen. Blödes Pech."

Stumpfe Gewalteinwirkung. War es wirklich ein Unfall?

„Wie sind sie überhaupt darauf gekommen, dass wir etwas mit dem Kublomeum zu tun haben?"

„Sie hatten ja bereits das Vergnügen, meinen Vater kennenzulernen" holte Putz aus.

Seinen Vater? Der hagere Alte?!

„Er ist beim Bundesheer in einer Position, die, sagen wir einmal, es ihm erlaubt bestimmte Dinge mitzubekommen."

„Heeresnachrichtenamt?"

„Vielleicht. Jedenfalls haben sie dort die Möglichkeit, zu sehen, wenn bestimmte Begriffe über österreichische Internetknoten übertragen werden. Alles im Interesse der nationalen Sicherheit versteht sich. 'Bundespräsident und Bombe' und solche Dinge."

„Und Kublomeum?"

„Genau. Ein Begriff, den außer mein Großvater und Lautner niemand kannte. Ein Wort, das es nicht gab. Dafür hatte mein Großvater im Auftrag von Himmler

gesorgt. Ein wirksames Mittel gegen Krebs - das musste doch Eindruck auf die Alliierten machen."

„Und nachdem es mit dem Frieden nichts geworden ist, wollte ihr Vater dann Jahrzehnte später Geld damit machen."

„Falsch, es geht ihm nicht um Geld."

Putz machte eine Pause. „Mein Vater stirbt. Bauchspeichelkrebs im Endstadium."

Ich zögerte ihm zu sagen, dass mir das Leid täte. Es tat mir nicht leid.

„Als der Krebs bei ihm vor fünf Jahren erkannt wurde, erinnerte er sich natürlich an die Geschichten von unserem Großvater. Deshalb gab er den Begriff 'Kublomeum' in eine Liste von Schlagworten ein, nach denen der Datenverkehr gefiltert wurde. Es war ein Schuss ins Blaue. Vielleicht aus Verzweiflung. Aber es konnte andererseits nicht schaden, zu erfahren, wenn jemand im Internet danach suchen oder darüber schreiben sollte. Und der Erfolg gab ihm recht."

„Und über die IP Adresse kamen sie auf die Adresse von mir und Professor Lichtenberger. Aber braucht man dafür nicht einen richterlichen Beschluss?"

„Sagen wir so, mein Vater hat andere Wege, an diese Informationen zu kommen."

Er nahm die Pistole auf seinem Oberschenkel wieder fest in die Hand und deutete mit dem Lauf auf mich. „So, ich habe dir gesagt worum es hier geht. Jetzt sag mir wo es ist."

„Das war aber nicht der Deal. Sie lassen mich laufen und ich sage es ihnen."

„Richtig, ich lasse dich auch laufen, nachdem du es mir gesagt hast."

„Keine Chance. Ich gehe und sage es ihnen telefonisch durch."

Putz hob die Pistole und zielte damit auf mein rechtes Knie.

„Sieh mich an. Hältst du mich wirklich für so blöd? Ich zähle jetzt bis drei. Dann drücke ich ab. Als nächstes ist dann dein anderes Knie dran, und so weiter. Bis du es mir sagst, verstanden?"

„Ich werde es ihnen nie sagen, wenn sie mich nicht gehen lassen!" schrie ich ihn an.

„Eins." war seine Antwort.

„Sie werden damit nicht durchkommen. Die Nachbarn werden die Polizei rufen!"

„Na und. Die Polizei ist schon da. Zwei."

Er war dabei mir ins Knie zu schießen. Ich konnte es in seinen skrupellosen Augen sehen.

„Drei." sagte er und spannte den Finger am Abzug. Die Knöchel seiner Finger wurden weiß. In diesem Moment klopfte es lautstark an der Türe. „Aufmachen, Polizei!" ertönte es vom Gang, gefolgt von weiterem Klopfen. Putz sah mich entsetzt an. Er steckte seine Pistole in den Hosenbund und machte sich auf, die Türe zu öffnen: „Keine Sorge, wir beide machen gleich weiter. Das kann nur ein Missverständnis sein.".

Er ging zur Türe und holte seine Kripo-Erkennungsmarke aus der Tasche. Hielt sie ausgestreckt mit der linken Hand nach vorne und öffnete mit rechts die Türe: „Was gibt es denn, Kollegen?".

Vor der Türe standen vier Riesen in dunkelblauen Kampfanzügen und gezogenen Pistolen. Sie trugen schwarze Sturmmasken unter Kevlarhelmen mit herunter

geklappten Panzerglasvisieren. Man konnte nur ihre Augen sehen. Um ihre Oberkörper trugen sie dicke, dunkelgraue Splitterschutzwesten. Darauf waren weiße Polizei Aufnäher mit Klettverschluss befestigt.

Sie handelten wie nach einer Choreographie. Der Erste steckte seine Pistole blitzschnell in sein Halfter am rechten Oberschenkel zurück. Er riss Putz an der ausgestreckten Hand mit der Erkennungsmarke in den Gang hinaus. Der Zweite griff dabei nach der Pistole in Putz Hosenbund und entwaffnete ihn damit. Der Dritte fasste die rechte Hand von Putz und drehte sie ihm auf den Rücken. Der vierte sicherte die Aktion mit gezogener Waffe. In einem Sekundenbruchteil war alles vorüber. Putz wurde gegen die Wand gedrückt und protestierte dagegen, dass man ihm die Hände mit Kabelbindern zusammenband. Durch die Türe kam nun ein weiterer Polizist, in normaler Uniform statt im Kampfanzug.

„Philipp Genner?" fragte er mich.

„Ihre Freundin hat uns angerufen, weil sie dieser Mann bedroht hat. Kennen Sie ihn?"

„Meine Freundin? Aber... Woher wusste sie?"

Er zog ein Handy aus seiner Brusttasche und reichte es mir. Es hatte eine rosa Gummihülle mit Blümchen. Am Display sah ich mich selbst. Und den Polizisten, der gerade mit der rechten Hand winkte. Darunter stand in roter, blinkender Schrift:

RECORDING...

65. KAPITEL

Julia und ich saßen vor einer weißen Hütte mitten in den Weinbergen und sahen Aki beim Herumtollen in der Wiese zu.

„Und du hast wirklich geglaubt ich habe die Polizei gerufen, um dich verhaften zu lassen? Dass ich dich verraten habe?" sagte sie beleidigt.

„Nur für einen kurzen Moment. Als Putz dann damit rausgerückt ist, dass sein Vater das Internet überwacht, wusste ich dass er mich angelogen hat. Sie haben gesehen, von wo ich den Text aus meinen E-Mails runtergeladen habe und mich dadurch bei dir gefunden. Genauso sind sie ja auch an Professor Lichtenberger gekommen."

Ich machte eine Pause.

„Du hast mir ja auch nicht ganz vertraut, als du zu deiner Großmutter gefahren bist und Aki als Geisel zuhause gelassen hast." sagte ich versöhnlich.

„Na gut, ich kannte dich ja kaum. Und Aki hat sich als Geisel super wohl gefühlt, das kannst du mir glauben."

„Ja sie mag dich. Das muss das Stockholm-Syndrom sein!" lachte ich.

Julia gab mir einen leichten Stoß in die Seite.

Dann legte ich den Arm um sie.

EPILOG

Dieser Roman orientiert sich an einzelnen, wahren Begebenheiten. Der Rest ist frei erfunden. Hier sind die historischen Fakten:

- Im Naturpark 'Föhrenberge' am östlichen Rand des Wienerwaldes gibt es zahlreiche Höhlen im Kalkstein. Einige sind groß genug um aufrecht darin stehen zu können.
- Durch das 'M4 Message Breaking Project' konnte 2013 eine bis dahin verschlüsselte Enigma Nachricht geknackt werden.
- Das ehemalige Tritolwerk nahe Wiener Neustadt ist heute der modernste Katastrophenhilfeübungsplatz Europas und wird regelmäßig von Militärs und Blaulichtorganisationen aus der ganzen Welt für Übungen genutzt. Die unterirdischen Tunnels sind nach wie vor begehbar.
- Die Waffen-SS war für viele der abscheulichsten Massaker an der Zivilbevölkerung im zweiten Weltkrieg verantwortlich und wurde im Nürnberger Prozess als verbrecherische Organisation eingestuft.
- In der Seegrotte in der Hinterbrühl bei Wien arbeiteten rund 1.800 Arbeiter an der Produktion des Heinkel HE 162 Volksjägers. Viele davon waren Zwangsarbeiter aus dem KZ Mauthausen und mussten unter unmenschlichen Bedingungen 24 Stunden Schichtdienst versehen.
- In der Osternacht 1945 wurde der Rückmarsch der Häftlinge in der Seegrotte in das etwa 200 Kilometer entfernte KZ Mauthausen angeordnet. 51 gehunfähige Häftlinge wurden in der Krankenstation mit Petroleuminjektionen ins Herz ermordet. Den langen Fußmarsch überlebten mindestens 150 Häftlinge nicht.
- Der 'Legionär' in der Seegrotte soll in seiner Funktion als Kapo ihm unterstellte Häftlinge bis zur Erschöpfung seiner eigenen Kräfte und Teils mit Todesfolge geschlagen haben. Er wurde 1955 zu sechs Monaten schweren Kerker verurteilt.
- Die Servatiuskirche in Wien Liesing wurde bei einem Luftangriff 1944 vollständig zerstört. An sie erinnert nur noch ein Blumenbeet in der Seybelgasse im 23. Wiener Gemeindebezirk.
- Heinrich Himmler führte ab 1939 geheime Verhandlungen über Mittelsmänner mit den Amerikanern und Briten. Im Mai 1944 bot er 1 Million Juden im Tausch gegen Konsumgüter und Kontakten zu hochrangigen Offizieren der Alliierten an. Dieser Handel wurde abgelehnt.
- Bereits im Jahr 1867 dokumentierte der deutsche Chirurg Wilhelm Busch die weltweit erste Krebsimmuntherapie. Ihm war zuvor aufgefal-

len, dass Tumore von Patienten schrumpften, nachdem er sie in die leeren Betten von Patienten mit Wundrose legte.

- In Zeiten der Gentechnik wächst die Hoffnung einiger Forscher, mittels Bakterien bestimmte Krebsarten erfolgreich bekämpfen zu können. Zurzeit wird unter anderem an der Universität Illinois, am Biozentrum der Universität Basel, am Helmholtz-Zentrum für Infektionsbiologie in Braunschweig und am Europäischen Institut für Onkologie in Mailand dazu aktiv geforscht.
- Kurt Blome war Bevollmächtigter für die Krebsforschung im dritten Reich. Unter anderem leitete er ein Projekt mit dem Titel 'Einfluß der bakteriellen Stoffwechselprodukte auf das cancerogene Wachstum' am Zentralinstitut für Krebsforschung an der Reichsuniversität Posen.
- Am selben Zentralinstitut für Krebsforschung sollte im Geheimen auch die Entwicklung von biologischen Waffen vorangetrieben werden, weshalb die Einrichtung von einer Sondereinheit der Waffen-SS bewacht wurde.
- Den Verbrechen der Nationalsozialisten fielen über fünf Millionen Juden zum Opfer.

SCHLUSSWORT

Vielen Dank, dass Sie meinen ersten Roman gelesen haben.

Wenn er Ihnen gefallen hat, würde ich mich freuen, wenn Sie ihn Ihren Freunden und Bekannten weiterempfehlen, zum Beispiel via Facebook:

https://www.facebook.com/blitzableiterbuch

Sie finden den Roman auch als Buch auf Amazon, als e-Book im Kindle Online Store, sowie kostenlos als PDF im Internet Archive unter www.archive.org

Ich freue mich auch über Feedback und Kritik: sebastian.waldgau@gmail.com